

DER AFFE ZARATHUSTRAS (KARL KRAUS)

EINE STEGREIFREDE
VON

ANTON KUH

GEHALTEN AM 25. OKTOBER 1925
IM WIENER KONZERTHAUSSAAL

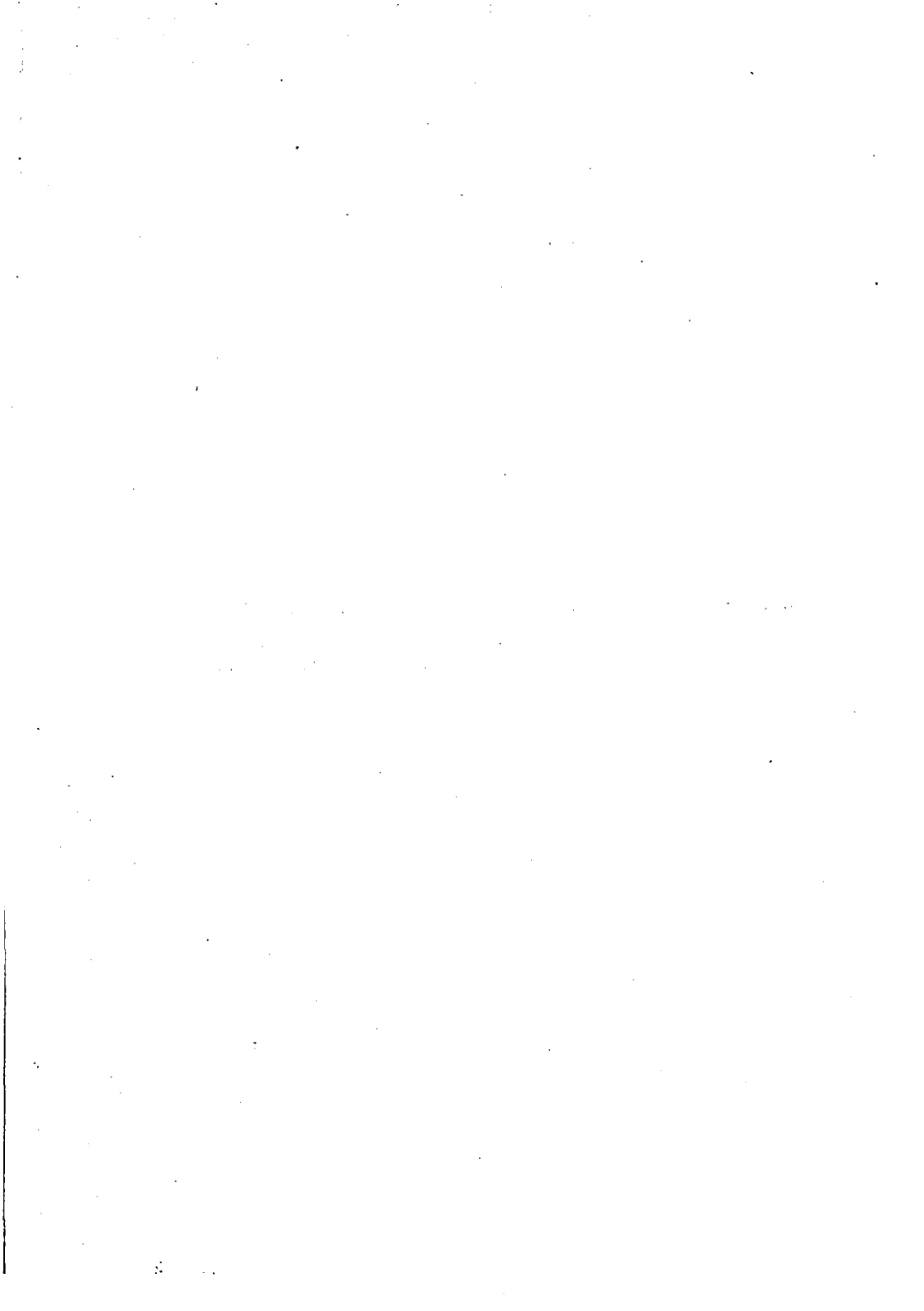


**DER AFFE
ZARATHUSTRAS
(KARL KRAUS)**

**EINE STEGREIFREDE
VON
ANTON KUH
GEHALTEN AM 25. OKTOBER 1925
IM WIENER KONZERTHAUSSAAL**

(STENOGRAPHISCHES PROTOKOLL)

VERLAG J. DEIBLER, WIEN



Vorrede.

„Ich habe getan, was du nur maltest!“ — ruft Fiesco, Prinz von Lavagna und wirft dem zu Tod erschrockenen Maler die Staffelei um.

Aber ließe sich nicht das umgekehrte Frohlocken, freilich aus der Scham nicht dem Stolz losbrechend, denken: „Ich habe nur gemalt, was du tatest?“

Der Herausgeber und Verfasser vorliegender Rede ist in dieser Lage. Der fallweise in ihm aufgetauchte Plan, das große pamphletistische Schwert wider einen Jugendbestricker zu zücken, der ihm zugleich für die Behextheit einer ganzen Schichte — des Intelligenzplebejertums — symbolisch schien, brach sich immer wieder an der schamvollen Überlegung: wie ärmlich es sei, an ein solches Werk Sprach- und Formulierungsmühe zu wenden; wie unedel und gerade im Sinne dieser Rede und ihres Abschlusses Nietzsche-unwürdig es wirkte, mehr als impulsive Augenblickskräfte dem Beweis von dem Unwert eines Menschen, also einem Überschätzungsproblem zu opfern und nicht „vorüberzugehen, wo man nicht lieben kann“; wie es den eigenen Kopf verdürbe, ihn in fremden Dreck zu stecken; wie doch diese typisch lokale Kampfsache dem außer-österreichischen Leser chinesisch klingen müsse; endlich und hauptsächlich aber, daß einer, der zumindest mit dem Wunsch nach den geistigen Daseins-Wohlgerüchen und auf der Höhe dieses Wunsches lebt, sich, wenn er gegen Übelgerüche allzu gerüstet und vorsätzlich zu Feld zieht, selber auf ewig mit ihnen belädt.

So zog ich es denn vor, die geringere Waffe der rednerischen Eingebung und des Momentaffektes statt einer literarischen zu gebrauchen. So viel, glaube ich, ist das Problem wert. Und wenn ich auch hier der Witz- und Wort-Umspeichelung nicht

entgehen kann und, um Börnes treffendes Bild zu gebrauchen, einer „Eskortierung durch Gänsefüßchen“ entgegensetze — es bleibt der Trost, mir mit der Arbeit, die es kostete, einen guten Tag und keine schlechte Nacht gemacht zu haben.

Die Rede selber, von den Schrapnellsplittern des Krawalls oft in ihrem Zusammenhängen zerrissen, daher in der Niederschrift, die von ihr im Saal angefertigt wurde, vielfach undeutlich, zerfahren oder notdürftig überkleistert, an anderen Stellen — wie in der Einleitung — mit Privatem befaßt, soll ein Phonogramm, kein Stilwerk darstellen; vielleicht ist das aber, da es die Krankheit — von mir „Itzig-Seuche“ zubenannt — noch hörbarer macht als die rednerische Aufdeckung ihres Wesens und ihrer Ursachen, um so besser. Ich wollte jedenfalls im einzelnen nur die allergeringfügigsten Dinge ausbessern, nur Sätze wiederherstellen, die im Lärm untergingen, angedeutete Parenthesen vollenden. Alles absichtlich Derbe und parodistisch-Triviale — bis zur rednerischen Wortstellung — ließ ich ebenso absichtlich stehen. Desgleichen die ganze einleitende Auseinandersetzung, die eine Pressefehde streift und eine Improvisation innerhalb der Improvisation darstellt. (*Die eigentliche Rede beginnt Seite 17*). Ja, ich konnte, da nun einmal in dieses Protokoll bis zum albernsten Zuruf das ganze Gesinnungsgeräusch Wiens eingefangen war, selbst die (für ein Parlamentsstenogramm unerläßlichen) Vermerke „Beifall“ und „Heiterkeit“ nicht weglassen, mögen sie auch neben der einen oder anderen Wendung wie eine sofort präsentierte Quittung wirken.

Ob ich — bis auf ein paar breiter ausgeführte Sätze über die Kraus'sche Sprache — irgendwelche wesentliche Korrekturen vorgenommen habe, das mögen im übrigen die Hörer meines Vortrages selbst entscheiden. Aber man wird mir glauben, daß er ohne die minutenlangen Prügeleien und Exzesse und ohne die mehrmalige Polizeiintervention ein formal gezügelteres Gesicht bekommen hätte.

Meine polemische Lust ist damit zu Ende. Ich habe Besseres zu tun, und sei es auch: nichts.

Anton Kuh.

Herrn Regierungsrat Adolf Irschig und Dr. Josef Meier, den
Verfertigern des stenographischen Protokolls, sei an dieser Stelle für
ihre mühselige und geistig gewissenhafte Arbeit der herzlichste Dank
ausgesprochen.

(*Beginn des Vortrages: 7 Uhr 40 Minuten abends.*)*)

(*Der Vortragende betritt, von stürmischem Applaus begrüßt, das Podium. Lebhaft, sich im Takt erneuernde Gegenrufe: „Hoch Karl Kraus!“ Der Applaus für den Vortragenden und die stürmischen Gegenrufe wiederholen sich durch längere Zeit. An mehreren Stellen des Saales entstehen heftige Tumulte.*)

Anton Kuh:

Haben Sie den Mut, ein Wort anzuhören! Feiglingel (*Lebhafter Beifall, Händeklatschen, stürmische Unterbrechungen.*) Sie sollten besser in die Schule Ihres Propheten gegangen sein, um auf jeden Fall Achtung vor einem geistigen Versuch zu haben. (*Lebhaftes Händeklatschen.*) Wagen Sie es, mich anzuhören, dann halte ich etwas von Ihnen! Schreien kann ich auch. (*Die Unterbrechungen und geschrieenen Zwischenrufe halten unvermindert an.*)

Ich sehe leider: ob Hitler, ob Karl Kraus — es ist dasselbe. (*Lebhaft, Zustimmung. Neuerliche tumultuöse Unterbrechungen, stürmische Zwischenrufe und Lärm.*)

Ich habe an die Störungswilligen eine Bitte: Ich habe eine Zeit gehabt, in der mich — es war charakteristischerweise meine Pubertätszeit — der Mann, der auf die Jugend dieser Stadt so komplexbildend wirkt, vielleicht auch hätte gefangen nehmen können. Aber ich muß Ihnen sagen: ich schätze ihn offenbar etwas mehr als diese Wahnsinnigen (*lebhafter Beifall*); denn ich habe den Mann, über den ich heute hier sprechen will, nie mit einem Vorortedemagogen verwechselt,

*) Dieser Anfangsteil des Vortrages (bis zur Seite 17) stellt sich nur als rednerische Rückwirkung auf die Exzesse im Saale dar, also wie vorhin bemerkt: als Improvisation innerhalb der Improvisation und leitet darum über eine private und zeitungsaktuelle Materie zum Thema hinüber.

bei dem man Bierkrügel auf dem Tisch zerschlägt. (*Neuerlicher Beifall.*) Ich glaube, daß, wenn Sie seine Frühzeit ins Auge fassen, Sie sich erinnern werden, daß eine seiner, zumindest für seine Biographie bestehen bleibenden Leistungen die war, sich gegen eine Welt der Terrorismen und des Krakehls doch durchgesetzt zu haben. Wenn Sie nunmehr die Anhängerschaft zu diesem Mann so praktizieren, als ob er ein politischer Heiliger wäre, an den prinzipiell kein Wort heranreicht, so schänden Sie seine Anhängerschaft; denn das, was er für seinen Fall — ich weiß, daß er bei einem anderen von dem Prinzip abgeht — als notwendig erklärt hat, das war die Achtung vor der isolierten Gehirnleistung.

Ich bitte, zu berücksichtigen, daß ich hier stehe als ein Mensch, der mit dem Einsatz seines Gehirns versucht, den Wahnsinn, dessen Zeugen oder Anstifter Sie jetzt waren, psychologisch und, beinahe möchte ich sagen, philosophisch Ihnen zu erklären. (*Lebhafte Zustimmung. Anhaltendes Händeklatschen. Neuerliche Zwischenrufe.*)

Ich hätte mir keine bessere Bestätigung für das, was ich heute beweisen will, wünschen können, als diese toll gewordene Judenbubeska. (*Lebhafte Heiterkeit und Zustimmung. Pfuirufe. Ruf: Wen meinen Sie?*) Ich bitte, dieses Wort so zu nehmen, wie ich es gebrauchte; ich habe mir auch eine Neuprägung erlaubt. (*Heiterkeit.*)

Das, wovon heute nämlich die Rede sein soll, ist nicht einmal so sehr der Mann, der der bewußte oder unbewußte, schuldige oder unschuldige Urheber der Epidemie ist, deren Entartung wir hier mitgebracht haben, sondern die Epidemie selber, jene Epidemie, für die ich auf einem medizinischen Fachkongreß den Namen vorschlagen würde: die Itzig-Seuche. (*Lebhafte Heiterkeit und Beifall. Pfuirufe.*)

Ich habe, bevor ich hieher kam, in einer schwächeren, urbaneren Form die Merkmale dieser Krankheit kennengelernt, und zwar so, daß Leute zu mir kamen, die mich mit den verschiedensten Beteuerungsmitteln an der Abhaltung dieses Vortrages zu hindern und mir mit den überspitztesten Argumenten beizubringen versuchten, welches Verbrechen am

Geiste, welches crimen laesae majestatis, welche Gotteslästerung es sei, sich hinzustellen und einen, wie der Titel es ausdrückt, aggressiven Vortrag gegen den Mann zu halten, der als Ihr unsichtbarer Anführer hier sitzt.

Nur wird Ihnen bisher psychologisch etwas aufgefallen sein — ich gebe mich einer Art Kritik restlos hin, nicht der geistigen, nicht der ästhetischen, ich gebe mich auch bei den feindseligsten Menschen, die hier sitzen, der Wahrheitskritik hin — es wird Ihnen also aufgefallen sein, daß ich hier immer Umschreibungen gebraucht, daß ich gesagt habe: „der Mann, um den es sich handelt,“ „der Urheber der Seuche,“ „der unsichtbare Anführer,“ und so. Warum habe ich seinen Namen nicht genannt? Ich will es Ihnen sagen. Ich schäme mich, getreu der Warnung des von diesem Mann gleichfalls wie tausend andere angegriffenen Friedrich Nietzsche, meine Überlegenheiten dort auszuprobieren, wo ich nicht achten kann. Ich habe seinen Namen bisher verschwiegen aus einer Scham, die ich bei der Vorstellung empfinde, welche Wirkung dieser Name in der Ferne auslöst, dort, wo man also gleichsam die Vogelperspektive hat zu all den mikrobenhaften Irrsinnigkeiten dieses Bodens, die ich als „Tineffologie“ zu benennen pflege; zu der schillernden Ärmlichkeit, die die Angelegenheiten dieses jüdisch-wienerischen Mischmaschs, ob bekämpft oder verteidigt, einem fremden Ohr bedeuten und für die es kein umfassenderes Wort gibt als „kraus“ mit kleinem und großem „K“. Ich schäme mich, ein Wort pathetisch anzuwenden, dessen hochwichtige Anwendung im Munde so vieler einer der Anlässe zu diesem Vortrag ist — ich schäme mich, mit lauter Stimme den Namen des Mannes zu nennen, den ich Ihnen jetzt flüsternd sage: Karl Kraus. (*Heiterkeit, Zwischenrufe und Unruhe.*) Sie können mich ja auch stören, aber ich glaube, nach den paar einleitenden Worten werden Sie wenig inneres Vergnügen daran haben. (*Heiterkeit.*) Es traten also warnende Leute an mich heran, die mich von dem Vortrag abzuhalten versuchten, und ich werde Ihnen haargenau mein Gespräch mit diesen besorgten Kopfschüttlern in zwei typischen Fällen reproduzieren . . . (*Ruf: Zur Sache, wenn es beliebt!*)

Das ist die Sache! (*Fortgesetzte Zwischenrufe. Gegenrufe: Ruhe! Ruhe!*) Ich kann nichts dafür, meine Herren Störenfriede, daß Sie offenbar eine gesprochene „Fackel“ hier herausgeben wollen. (*Beifall.*) Sie hätten weiters in den Büchern Ihres Abgotts lesen können, daß von der Person sprechen heißt, von der Sache sprechen.

Es kam also ein Mann zu mir (*anhaltende Unruhe*) — fürchten Sie sich vor meiner Sachlichkeit? — der sagte mir: Wie kann man nur so was tun? Gegen Kraus losziehen! Worauf ich dem Manne Folgendes entgegnete: Ich lasse mich in gar keine Debatte darüber ein, ob man darf oder nicht darf — oder um in der inneren Terminologie Ihres Meisters zu sprechen: ob man darf oder nicht darf. (*Heiterkeit.*) Eines bleibt aber sehr charakteristisch: wenn heute ein Wanderredner sagt: ich halte einen Vortrag über die Person Jesu Christi, und zwar als Häretiker, als Ungläubiger, im skeptischen, historisch-kritischen Ton eines Renan, so glaube ich, und davon sind wir alle zusammen hier überzeugt, daß nicht ein Mensch etwas dagegen hat. Wenn anderseits einer käme und sagte: ich werde heute im Eschenbachsaal einen Vortrag halten gegen Schopenhauer oder Nietzsche, so werden möglicherweise einige denken: es ist eine Geschmacklosigkeit oder Lächerlichkeit, aber ich glaube nicht, daß irgendeine stramm organisierte Nietzsche-Partei plötzlich dagegen auftreten und mit Lärm und Fußtrampeln sich bemerkbar machen wird. Wenn ich heute andererseits — um auch vom entgegengesetzten Extrem zu reden — sprechen würde über die allerletzte Erscheinung Europas — setzen Sie, bitte, meine Herren Zwischenrufer, den Namen dafür ein (*Ruf: Kuh!*) ich bitte sehr, so hab' ich's erwartet. (*Heiterkeit und lebhafter Beifall und Händeklatschen*) — so wird es keinem Menschen einfallen, sich darüber in irgend einer hysterisch-monomanen Art zu erregen. Woher kommt es nun, ich bin beim Thema meine Sachlichkeitsrufer, daß gerade bei der Person des Schriftstellers, über den ich heute spreche, sich ein solcher Tumult entwickelt? Offenbar weil hier irgendwie in der Normalitäts-, respektive Hysterienwirkung dieses Mannes etwas

nicht ganz in Ordnung ist. Nun, ich bin auch Anbeter — nicht Anbeter dieses Mannes — ich kann auch Verehrer sein, ich kann manchmal exzessiver Verehrer sein, aber ich könnte mir nicht vorstellen, daß es von Jesus Christus bis Buddha und herunter bis zu Anton Kuh einen Menschen gäbe (*Heiterkeit*), dessen öffentliche Herabsetzung oder — die ist ja noch gar nicht erfolgt — dessen öffentliche Kritisierung mich zu einem derartigen Geheul brächte. Hier ist wahrscheinlich etwas nicht richtig. (*Ruf: Aber die Habsburger heruntersetzen, das darf man. Beifall.*) Ich erwiderte also dieser Gruppe Nr. 1, die mich beschwörend davon abzuhalten versuchte, ein Sakrileg an der Person Karl Krausens — „Stunden“-Genetiv — (*Heiterkeit*) zu begehen. Ich könnte mir wohl einen theoretischen Fall denken, daß man, wenn irgend ein großer Schöpfer — nehmen wir an, ein Mann vom Geniewuchs Michel Angelos, Beethovens — ein Mann, der aus den Blöcken des Phantasiematerials Werte schafft, herabgesetzt werden soll, und obendrein von jemandem aus der Gilde derer, für die es den Lebensberuf bildet, nein zu sagen, ihre polemischen Affekte anzubauen an die enthusiastisch-künstlerischen Affekte jenes anderen, daß man dann voll Ekel, Verachtung und Wut sich sagte: Hände weg von diesem Großen, der Basaltblöcke auf-türmt! Verkriech dich ins Dachloch deiner Negation! Aber, meine verehrtesten Herren, wenn ich mich erinnere oder erinnern will, wie dieser große Heilige, wie dieser Buddha Karl Kraus seine geistige und schöpferische Karriere gemacht hat, oder wenn ich mich frage: woraus besteht das Basaltwerk dieses Mannes, dann muß ich sagen: das Werk dieses Unantastbaren besteht doch aus lauter Anton Kuh-Vorträgen gegen Karl Kraus (*Heiterkeit*), das Werk dieses Mannes ist doch eine Serie von Entwertungen, Entwurzelungen, polemischen Angriffen. Es ist nun eine ganz eigene und andere Frage, wann man jemandem das Recht dazu streitig machen kann und wann nicht. Ich glaube, das wird Ihnen Ihr Ordinarius Kraus auch wieder eingebläut haben, daß über das Recht allein nur die Form und das Gelingen entscheiden, daß es ein moralisches Recht dazu nicht gibt. (*Rufe: Sehr richtig!*)

Woher kommt es nun, meine Verehrten, daß Sie plötzlich ein moralisches Recht der polemischen Behandlung Ihres Abgottes mir entziehen, und daß Sie es mir entziehen gerade jenem Manne gegenüber, dessen ganzes Lebenswerk nichts anderes war als eine Kette ununterbrochener Polemiken: Polemik gegen Harden, Polemik gegen Heine, Polemik gegen Nietzsche, Polemik gegen Békessy? (*Beifall und Händeklatschen.*)

Nun kam aber noch eine Kategorie von Warnern — das war die interessantere, der zu Ehren muß ich mich erheben. (*Spricht stehend weiter.*) Die andere Kategorie, die bestand aus sehr, sehr sensitiven und noblen Menschen, denen genügte der feierliche geistige Einwand nicht, sondern die kamen, wunderbar erzogen, glänzend geschult in der Talmud-Thora-Schule der Anspielung, „Fackel“ genannt, zu mir mit den Worten: „Ich will Ihnen etwas sagen. Zwar nehme ich Ihnen das Recht nicht, Sie haben Ihre Stellung zu Karl Kraus schon früher deklariert, Sie haben sie so offen deklariert, daß Kraus gesagt hat, Sie kommen von hinten (*Heiterkeit*), aber sagen Sie mir ganz ehrlich — nicht als ob ich durchaus dieser Überzeugung wäre — aber es könnte ja die Rede davon sein —, nämlich: daß Sie da in der Affäre „Stunde“—Kraus irgendwie vielleicht ein Söldling sind.“ Nun meine Herren! Sehen Sie! Auf diesen feigen, niederträchtigen und den unverkennbaren Geruch dieses Anspielungs-Augiasstalls tragenden Einwurf reagiere ich hier; und zwar, indem ich Ihnen folgendes mitteile: Wenn einer der Jünger des großen Meisters ihn, Hand aufs Herz, fragt, wem er die drei oder vier besten Witze in dem Kampfe gegen dieses Blatt verdankt, so wird er sagen müssen: Ich bin hier irritiert, der Kerl hält einen Vortrag gegen mich, aber ich muß ehrlich gestehen, die Witze wurden mir von ihm rapportiert, ich habe ihn einmal sogar unverblümt zitiert. Vielleicht gilt Ihnen das schon als Zeichen einer gewissen Objektivität. Ich gehe aber weiter — es ist nicht nötig, davon zu sprechen, doch ich tue es freiwillig; wenn Sie mich fragen: welche Rolle spielen Sie denn zwischen diesen, sagen wir Parteien, so würde ich antworten: ich glaube kaum, daß der Herausgeber der „Fackel“ mir die Möglichkeit böte, mich in seinen Blättern darüber zu äußern,

was ich von Karl Kraus denke. (*Heiterkeit.*) Die „Stunde“ gibt mir die Möglichkeit. Damit ist für mich die Parteienfrage entschieden. (*Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*) Ja, ich gehe noch weiter: ich halte jetzt eine schwere Anklagerede — ich habe es zwar nicht nötig, aber ich leiste es mir, weil ich ein Verschwender bin — ich tue es, damit der Vorwurf nicht laut werde, daß ich als Söldling der Armee Canisius*) dastehe (*Heiterkeit*): Ich rufe: Anton Kuh, treten Sie vor — ich erhebe feierlich gegen Sie die Anklage, daß Sie den Herausgeber jener Zeitung, der bekanntlich, wie Kraus sagt, aus dem Bakonyerwald ausgebrochen ist und infolgedessen keine Ahnung von all diesem literarischen Eitelkeitsgestänke hat, dazu mißbraucht haben, unter dem feigen Schutz der Anonymität Ihr Mütchen an Kraus zu kühlen. Ja, das habe ich getan! Ich habe es auch mit Grund getan: Denn wenn ich heute die Wahl habe, Räuber, Libertiner in der Armee eines Karl Moor — heiße er auch Moor Karol — oder Ministrant in der großen Hierarchie des Itziglismus zu sein, so bin ich lieber Libertiner in der Räuberarmee als Kirchendiener in einem Tempel (*Lebhafte Heiterkeit. Zwischenrufe.*) Lassen Sie mich weiter reden! Wenn Sie sich brav verhalten, diskutiere ich sogar mit Ihnen. (*Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*)

Man wird mir vielleicht jetzt entgegen: Sie geben hier selbst Ihre Feigheit zu, Sie haben sich in den Schutz der Impersonalität der Zeitung begeben, um aus diesem Versteck ihre boshaften Angriffe gegen unseren verehrten Meister zu richten. Ich gestehe: ich habe es früher einmal mit offenem Visier getan; ich habe damals ziemlich heftig an die Adresse Karl Kraus', wie es in diesem Jargon heißt: Angriffe gerichtet, deren letzter unbeantwortet blieb, selbstverständlich wegen der „unerhörten Niveaulosigkeit“ meines Angriffes. Da konnte ich mir den Luxus leisten, es dann auch bequem und anonym zu tun; ich habe die Anonymität aber ferner aus einem Grunde,

*) Ein Heiliger, der die Gasse benennt, wo das Kraus feindliche Organ hergestellt wird.

gewählt, den er kaum, Sie noch weniger verstehen werden, nämlich deshalb:

Nehmen wir an, es gebe einen Menschen, dessen Lebensaufgabe nicht darin bestände, ein Erlebnis, eine geistige Tatsache, ein Wort zu setzen, sondern nehmen wir an, sein Beruf bestände darin, zu antworten, dann wären alle jene Menschen, deren Beruf in etwas anderem besteht: nämlich sich selbst eine Welt zu schaffen, ihren Geist zu setzen wider den Geist der anderen, ihre Lebenssache hinzustellen, sehr schlecht daran; denn da diese Menschen nicht Antwortgeber aus Beruf sind, da sie nicht die armselige, viehische Eitelkeit haben, das letzte Wort zu behalten — im Sinne des letzten Wortes überdies und nicht im Sinne irgend einer Tat, eines Erlebnisses, einer Neuerung — so würden sie sich natürlich sagen: Um Himmelswillen, ich habe noch anderes zu tun! Und wenn ich nichts anderes Anderes zu tun hätte, als in einem Ringstraßencafé mit einem hübschen Mädchen mich zu unterhalten, sie zärtlich anzufassen, so wäre dieses andere ästhetisch, vital, politisch, von jedem Standpunkte aus, milliardenmal mehr wert als die irrsinnige Sisyphusmühe eines Menschen, dessen Lebensziel darin besteht: zu antworten. Angenommen also, es gebe einen Wahnsinnigen, der die Manie hätte, von früh bis abends ununterbrochen zwischen dem Stephans-Platz und der Marien-Brücke hin und her zu laufen — und nun wüßte ein anderer: wenn ich an diesen Mann das Wort richte, oder wenn ich mich überhaupt um ihn kümmere, dann bin ich verurteilt, Jahre meines Lebens hindurch ununterbrochen mit ihm zwischen der Marien-Brücke und dem Stephans-Platz mit zu laufen, das wär mir aber unbequem — was sollte dieser andere dann tun? Er wählte eine Methode, die ihn dieser Gefahr des Mitlaufens entzöge — er gäbe die Chance eines Geplänkels preis! Sie werden heute noch hören, daß und warum ich es als eine Ehre ansehe und diese Ehre erstrebe, nicht das letzte Wort zu haben. Denn das letzte Wort ist ein Dreck, das erste Wort ist alles. (*Lebhafter, langanhaltender Beifall und Händeklatschen. Rufe: Bravo Kuhl Lebhaftige Zwischenrufe.*)

Ich bin durch die Anstrengungen, hier mein eigener

Feuerwehrmann zu sein, etwas heiser geworden. Seien Sie jetzt etwas ruhig, damit ich leiser sprechen kann.

Das, was ich früher die Seuche der Kraus - Verehrung nannte, und das Motiv des Letzten-Wort-Behaltens, diese beiden Dinge haben eng miteinander zu tun. Und nachdem ich teils Ihnen die Riesenhysterie, die auf den Namen Karl Kraus sich sofort zu rühren beginnt, vor Augen geführt habe, respektive nachdem sie sich selbst Ihnen vor Augen geführt hat und nachdem ich Ihnen gesagt habe, was meine letzte Abneigung ist, überhaupt hier in einem solchen Thema als Polemiker aufzutreten, bin ich mit beiden Dingen dort, wo die Herren wollten, daß ich am Anfang sei: bei der Sache.

(Der Redner nimmt einen Schluck Kognak zu sich. Ein Zuhörer ruft: Prosit! Heiterkeit.) Ich danke Ihnen, Sie, mich erinnert eigentlich jedes Detail hier an den Mann und ich will mich absichtlich in solche Marginalien verlieren. Wenn ich daran denke, daß er, der ein Demagoge ist und es mit der Platttheit und nicht mit der Auserwähltheit hält, sich darüber lustig macht, daß Leute impulsiver und exzessiver Art trinken — was für eine arme Konditorei- und Schlagobersseele, welches trockene Süßmaul muß er sein, der nicht weiß, wie notwendig dem geistigen Blutdruck der Alkohol sein kann. *(Beifall.)**

Ich wiederhole also, jene Seuche sowohl wie das Motiv des Letztenworts, das sind die Dinge, deren Zusammenhang mir den Boden dieses Vortrags gibt. Woher die Seuche, woher die katastrophale Wirkung? Ich bin beim Kern des Themas. Ich habe vor Jahren einen Typ kreiert, das heißt, ich habe einen bestehenden Menschenschlag benannt, und zwar habe ich diesem Typus den Namen gegeben: der Intelligenzplebejer. Was ist das, der Intelligenzplebejer? Ich will hier nur für die Ungebildeten vorausschicken, daß zwischen Plebejer und Proletarier ein Unterschied ist: *(Sehr richtig!)* daß es Plebejer gibt, die sich vielleicht auch im Adelsstand vorfinden lassen, und daß es Proletarier gibt, die Aristokraten sind. *(Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)*

*) Hier etwa endet der Volksversammlungsteil.

Nur vom Standpunkt der Beschreibung dieses Intelligenz-plebejers aus ist es mir wichtig, diesen Vortrag zu halten, denn — ich habe vielleicht hier etwas früher vergessen, was ich glaube, jetzt nachholen zu können — als ich im Anfang sagte, daß ich mich schäme, den Namen dieses Mannes auszusprechen, war es keine Heuchelei: ich schäme mich wirklich. Darf ich Ihnen jetzt auch spezieller sagen, warum? Solange ich lebe, gilt mir die bedeutsame und pathetische Nennung dieses Mannes immer als Kennzeichen dessen, was ich Ihnen nunmehr als intellektuelles Plebejertum vorzuführen gedenke. Wenn zum Beispiel einige von Ihnen eine Reise nach Berlin, Hamburg, London, Zürich oder weiß Gott wohin machen, und dann dort mit irgend einem geistigen Menschen, den sie von vornherein schätzen, die Materie „Karl Kraus“ besprechen, so wird ihnen — und dann werden sie meine Scham begreifen — dasselbe passieren, was mir Jahre hindurch passiert ist: daß Ihnen nämlich die Betreffenden — ich nenne auf Wunsch gerne Namen und Sie werden starr sein, wie nobel diese Namen sind — sagen: Ihr Wiener Österreicher, Judaebajuvaren, müßt total übergeschnappt sein! Wer ist dieser Karl Kraus? Das ist doch der mit den roten Hefteln, nicht? — Darauf wird der Pathetiker einwerfen: Der mit den roten Hefteln ist unser Jeremias — unsere heilige Geisteszier! Ich bin weniger pathetisch und würde erwidern: Ja, stimmt, der mit den roten Hefteln! — So sagte mir einmal ein Holländer, der auf der Durchreise hier war: Ich habe diese roten Hefteln gelesen, das ist genialer Klatsch. Dann wieder hat zu mir ein sehr berühmter Berliner Dichter — er ist von der „Fackel“ noch nicht ermordet worden, dem steht das, wenn ich ihn nenne, ab heute bevor — den Satz gesprochen: Ich brauche den Mann nicht, ich brauche sein Gehirn nicht, weder für meine Kunst noch für mein Leben — ich kann vollkommen ohne ihn leben! Und nun werden Sie sich als treue Hagada*)-Leser der „Fackel“ sagen (*Heiterkeit*): Woher kommt es, daß in der Welt im allgemeinen Austausch über ihn die „Weltbühne“

*) Rot gebundenes, israelitisches Gebetbuch.

schreibt und das „Berliner Tageblatt“[?] und in Paris die „Nouvelles Littéraires“? Darauf muß ich Ihnen erwidern: Sehr viel davon — ich denke jetzt an Paris — schrieben Leute, die entweder „Schweizer“ hießen oder wenn nicht direkt Abeles, mindestens Monsieur Abéle. (*Heiterkeit.*) Ich, der ich Berlin und Prag und alle diese Stätten kenne und ihnen zum Teil näher kommen konnte, habe folgendes bemerkt: Es gibt in jeder Stadt ein Corps wienerischer, österreichischer, größtenteils jüdischer und zum kleineren arischer Exilanten. Wenn Sie nun wo auf den Anschlagssäulen lesen: Kraus — dann sind sie alle da, die Kille begleitet ihn durch ganz Europa. (*Heiterkeit.*) Wenn Sie aber Leute, die außerhalb dieser Tineff-Hierarchie stehen, fragen: Nun, was sagen Sie zu dieser Erscheinung? So wird man Ihnen antworten: Oh, das muß ein sehr begabter Mann sein, seine Tragödie scheint darin zu bestehen, daß es in Österreich nicht gibt, was es etwa in Frankreich gibt: eine wirklich geistige Gesellschaft, und daß der Mann, der in Paris einer der hervorragendsten, an Henri Rochefort und solche Vorbilder heranreichenden Journalisten wäre, sich, durch die Verpöbelung der intellektuellen Gesellschaft und des Geistesleben in Österreich dazu gezwungen, gerade vis-à-vis dem Journalismus einen kleinen roten Trafikladen „Antijournalismus“ etabliert hat und als begabtester Journalist der wienerischen Gegenwart der große Pressebekämpfer wurde, mit allen Befähigungen, sprachstark, witzig, erkennerisch und vor allem, was alle Journalisten mir bezeugen werden: ein genialer Ausschneide-Redakteur, dessen Luchsblick und Schere nicht der kleinste Druckfehler entgeht. Das wäre ungefähr das Verdikt der vollkommen Unbeteiligten und vor denen empfand ich eine Europäerscham. Ich hatte plötzlich das gewisse Gefühl, das der Provinzmensch hat, der mit dem großen Regenschirm in die Weltstadt kommt: ich komme mit dem großen Regenschirm Karl Kraus und die Europäer sehen mich an und sagen: Was ist das? Lassen Sie das draußen stehen — oder reden wir erst darüber! Ich hätte freilich Weltreisen nicht machen müssen, um darauf zu kommen, wie geographisch überschätzt das Phänomen Kraus ist und daß

es absolut eine Angelegenheit — ich will hier nicht einmal sagen: Österreichs ist. Glauben Sie mir, es ist so. Ich habe mich nach 1918 noch von etwas Merkwürdigem überzeugt: es gibt positive Bindungen der sogenannten Sukzessionsstaaten, wodurch sie innerlich noch irgend eine Art von schwarz-gelbem Gefühl behalten haben. (*Beifall.*) Zum Beispiel: Die Schlamperei, das Barock, die Beamten, der Radetzkymarsch. Es gibt aber auch außer diesen positiven und äußern negative und innere Österreich-Bindungen. Alle die jungen Studenten nämlich, die früher in Wien waren und jetzt versprengt sind nach Agram, Prag und Banjaluka, alle die Fabrikanten, die den Großteil des Jahres hier verbrachten und jetzt ausschließlich in den Hauptstädten der Sukzessionsstaaten wohnen, alle die intellektuellen Offiziere — ich meine diese Reserveoffiziere — die hier in Wien waren und den Rapport zwischen Wien und den Provinzstädten vermittelten — alle die haben noch ein einigendes Band behalten und das ist der Karl Kraus. (*Heiterkeit.*) Der Karl Kraus — der stellt hier den Gegensatz zu den offiziellen Bindungen dar — so wie die Nacht zum Tag, die Opposition zur Majorität. Wie früher die „Neue Freie Presse“ offiziell die jetzigen neuen Staaten des alten Österreich umschlang, so umschlingt die ganze Zahl der Bewohner dieser Staaten wieder das innere Band des „Neuen Freien Presse“-Protestes, den sie ja politisch und literarisch immer stark empfunden haben. Das ist der Grund der österreichischen Karl Kraus-Verehrung, und dem Außenstehenden, Nichtwienener und der Erscheinung dieses irrsinnigen Kultes Unkundigen, pflege ich deshalb auch zu sagen: Ja, lieber Freund, da müßte ich Ihnen einen Vortrag halten über die Geschichte Österreichs und die „Neue Freie Presse“! Ich müßte Ihnen die Zeitungsüberschätzung des Österreichers erklären, die mit seiner Bühnenüberschätzung Hand in Hand geht, die innere Verehrung der Papierkulissen. Das sind aber Sachen, die sub specie aeternitatis et Europae sehr wenig wichtig sind. Nun glaub' ich, werden Sie meine Scham begreifen. Es ist sehr unedel, nachzuweisen, daß jemand unedel ist, und es ist sehr ungroß, Dinge, die man seelisch als Kleindruckdinge empfindet, mächtig hinauszupo-

saunen, um sich vor dem Publikum zu produzieren, in welchem unscheinbaren Kleindruck man sie empfindet.

Ich komme zum Begriff des Intelligenzplebejers zurück und frage: Was ist der Intelligenzplebejer? Seien Sie sehr aufmerksam, es wird vom Wichtigsten gesprochen. Sie werden schon von der politischen Parole gehört haben: „Der geistige Mittelstand“. Na, seine „Geistigkeit“ soll mir nicht schaden. Er ist der eigentliche Verlierer des Krieges und auch sonst keine sympathische Erscheinung; dieser geistige Mittelstand nun, das heißt: das intellektuelle Kleinbürgertum, das ist die Zone, aus der das Gewächs des Intelligenzplebejers herauskriecht. (*Ruf: Sehr richtig!*) Wer ist nun dieser Intelligenzplebejer? (*Gelächter.*) Nein, das geht nicht an Sie! (*Heiterkeit.*)

Der Abkömmling des geistigen, resp. so benannten Kleinbürgertums und jener gewissen Schichte, die sich zusammensetzt aus Fabrikanten, Kaufleuten, Ärzten, Apothekern, Advokaten, Zahnärzten — besonders Zahnärzten (*Heiterkeit*) — wodurch ist er, wenn man ihn in ein Linnésches Pflanzensystem einzuordnen versucht, charakterisiert?

Ich kann mir hier einen ganz kleinen psychoanalytischen Abriß nicht versagen. Ich weiß, daß Karl Kraus, der gefühlt hat, daß auch die Psychoanalyse etwas Böses ist, das gegen ihn etwas im Schilde führt, sie sofort mit vier genialen Aphorismen tot geschlagen hat, obwohl sie in Asien, Afrika und anderen Orts noch gesund weiter lebt. Diese Psychoanalyse ist ein sehr nützliches Instrument der Psychologie, nicht mehr und nicht weniger und ich glaube, wenn Friedrich Nietzsche sich ihrer hätte bedienen können, wäre bedeutendes Ungesagtes noch gesagt worden.

Psychoanalytisch gesehen, stellt sich der Intelligenzplebejer — den ich hier in seiner Wienerisch-Österreichischen und vorwiegend mosaïschen Ausgabe definieren will, obzwar da leider Christ und Jud eins sind — als ein mit unangenehmen Familienkomplexen beschwertes Wesen dar, aus dem Dunst der engen Stube stammend, nicht so sehr voll der edlen Liebe des freien Menschen, als voll dieser falschen, verkrüppelten Mitleidsliebe

des Menschen, der einen Tate, eine Mamme und sechs Brüder hat, jedes erdrückt und aufgefressen von den solidarischen Egoismen der Stube. (*Lebhafte Heiterkeit und Zustimmung. Zwischenrufe.*) Das ist der Mensch, der an das Kreuz der „Mischpoche“ geschmiedet ist, dessen Geruchssinn rebellisch wird, wenn er die Familiendünste einatmet, der sich nach einer Idealwelt jenseits dieser vier Mauern sehnt, der von frühester Jugend auf geübt ist in der sogenannten typischen familiären Entwertungspsychologie, diesem Gesellschaftsspiel, mittels dessen festgestellt wird, wo der Defekt des Egon liegt und wo der Erwin kein begabter Kopf ist und wo die Mathilde eine Hur ist. (*Heiterkeit. Ruf: Alles, was in der „Stunde“ steht!*) Ja, es steht dann auch in der „Stunde“. Das ist die schönste Mission dieses Blattes . . . Der arme, unglückliche, aus dieser furchtbaren Zone stammende Bursche ist erstens voll Unsicherheiten. Er verläßt diese Wohnung wie einen Käfig. Er kommt in die Welt hinaus wie das berühmte Pferd in Zolas „Germinal“, das zum erstenmal an das Licht kommt und sich von ihm wie von einem Blitzstrahl, oder besser, wie von einem Lichtstrahl getroffen fühlt. Er kann sich nicht kontrollieren — und möchte es doch unentwegt. Er fühlt seine Ungrazie und versucht sie durch eine überaus heftige und insistente Intellektualität zu kompensieren, die er auch wieder als Nachteil verspürt, so daß als hysterisches Endprodukt eine falsche Vitalität herauskommt und, kurz gesagt, alles zum Speien ist. (*Eine Zuhörerin: Ist das schon der geistige Teil? Gegenruf: Ja, das ist schon der geistige Teil!*) Gnädige Frau! Schade, ich möchte Ihnen dabei sehr gerne die Rolle der armen Frauen schildern, die ist eine ganz besondere. Die Kraus-Verehrung der Frauen gehört tatsächlich nur vor den Arzt, sie gehört nicht mehr vor mein Tribunal. (*Lebhafte Zustimmung. Anhaltende Zwischenrufe.*) Ich komme auf den Zwischenruf der Dame übrigens noch sehr gründlich zurück.

Der Intelligenzplebejer ist also ein Käfigflüchtiger mit dem ganzen psychologischen Bewußtsein der Armseligkeit und Minderwertigkeit seiner Herkunft und mit dem großen Bedürfnis, sich Vorhänge zu machen, daß man ihm nicht in die

Armseligkeit hineinsieht. Seine ganze Unsicherheit besteht darin, daß er in die Außenwelt kommend, das Gefühl hat — und das trägt ihm nicht —, daß an seinem Gesichte, seinen Gesten, seinem Tonfall, seinem Nasenrümpfen zoologisch genau die Merkmale jenes Mitleidskäfigs abzulesen sind, wo sich die Menschen wechselseitig auffressen — des psychologischen Entwertungskäfigs.

Dieses Schuldbewußtsein der Durchschaubarkeit, wodurch er immer wieder mysteriöse und anonyme Schleier über sein Gesicht breitet — anders gesagt: sich einen Kren gibt — im Verein mit dem Selbsthaß, Familienhaß, Vaterhaß, Bruderhaß, an dem er laboriert, entscheiden sein Wesen. Gierig-tückisch lauert er nach den verwandten Tonfällen im Umkreis, um sie psychologisch zu arretieren; sein Ohr bewahrt wie eine Meeresmuschel das unterirdische Gemauschel der Umwelt. Oh, daß er doch allen ihre Herkunft aus derselben Dreckgasse beweisen könnte, um sich erhabener zu fühlen!

Sexuell ist das Schicksal dieses Typus ungefähr dieses: Natürlich spürt er irgendwie instinktiv, wie schön das Glück des restlosen, wechselseitigen Begehrt- und Genommenseins ist. Dieses Glück haben aber auf der Welt nur die unbefangenen, durch irgendeinen Zufall der Geburt oder irgendeine Entwicklung freigewordenen Kreaturen, die Heiteren, Hinaufgelangten. (*Zwischenruf.*) Ich bitte, sich bei den Zwischenrufen möglichster Intelligenz zu befleißigen. (*Heiterkeit.*) Es ist charakteristisch, daß Sie mir gerade das Kapitel stören, wo Sie innerlich sicherlich am schuldbewußtesten zuhören. (*Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*)

Dieses Sichloswerden schwebt also diesen Leuten natürlich innerlich als die äußerste Glücksmöglichkeit vor; aber intellektuell verdorben wie sie sind, in ihrer Sicherheit und Annutsmöglichkeit verpatzt, wie sie sind, haben sie zu diesem großen Glück einen nur sehr brüchigen Steg: den Steg der intellektuellen Überredung.

Nun kommt als Pubertätserlebnis dieser Ärmsten, die eingeklemmt sind zwischen einer Welt, vor der sie mehr Angst als Freude empfinden, und der Käfigwelt zu Hause,

noch folgender Gedanke: eine andere Liebesmöglichkeit als die des Überreders, Zahlers oder Vergewaltigers im peinlichsten Sinne des Wortes oder vom Standpunkt des Weibes aus: eine andere Liebesmöglichkeit als die des Selbstverkaufs, der Eheverschacherung oder des durch Überredung Hineingelegtseins haben wir nicht. Was kann dann bei solcher Glücklosigkeit und solcher eigentlichster Erlebnislosigkeit, die die zwei großen Ausstrahlungen hat: a) nach dem Bordell und b) nach der guten Mitgift hin, was kann anderes die Folge sein, als die, daß der Jüngling, der aus einem solchen Käfigs-, Überredungs- oder intellektuellen Bohrungserlebnis kommt, das Gefühl seiner ästhetischen Unzulänglichkeit, seines zur Anmutlosigkeit Verdammteins nie mehr los wird, daß er, der natürlich nicht die naive Körperrnähe zum geliebten Objekt oder Subjekt hat, sondern der mit dem Leopardnblick des listigen Vergewaltigers hinschaut und im Augenblick, wo ihm der Leopardenprung des Gehirns gelungen ist, später zurückfällt in sein isoliertes intellektuelles Ich, sich sagt: Gott, ist mir mies! (*Schallende Heiterkeit.*) Und für diese: Gott, ist mir mies!-Menschen, die nicht zu den erotisch Auserwählten, das heißt, den freien, unbefangenen Kreaturen gehören, für die es keinen Gegensatz zwischen Intellekt und Liebe gibt, weil bei ihnen Geist und Eros in Eins verschmilzt, und weil ihr Gehirn keinen Grund hat, sich unausgesetzt vor der Lust zu schämen — für diese Menschen gibt es auch bereits eine große philosophische Bibel, das große Buch Otto Weiningers, des Jugendfreundes Karl Krausens, dieses Promethiden, der an den Felsen seiner jüdischen Knabenqual angeschmiedet, nicht etwa die Götter anrief: „Ich hasse euch!“ — sondern eben: „Wie mies ist mir!“ Der Intelligenzplebejer, unglücklich im Erotischen, leidend an seiner Fuchschlauheit, leidend an dem sandigen, ihn isolierenden, ihn noch unsicherer machenden Intellekt, glücklich in der Liebe, in der Welt herumstehend mit dem Gefühl der Durchschaubarkeit, verlogen, maskenbeflissen, ehrfurchtslos, der hat einige Götter. Und was ist die Eigenschaft dieser Götter? Daß sie ihm — das ist nämlich immer die Eigenschaft der Götter — für dieses tiefste, für dieses ärmste, niedergeschlagenste Nichtsbewußtsein

oder Dreckbewußtsein eine Höhendeutung geben, das heißt: seine Selbstentwertung und Weltentwertung in den Genuß des „überlegenen Standpunktes“ verwandeln. Daß sie für ihn abgekürzte Wege dahin sind, die Dinge verächtlich durchschauen zu dürfen, ohne sie überhaupt noch erlebt zu haben! Also: Taschenlexika der Informiertheit — ohne die Mühe und Produktivität des Lokalaugenscheines. Und da kommt Otto Weininger, der Mann, vor dem diese Ärmsten Respekt haben, weil er aus seinem Karl Krausischen Schicksal die heroische Konsequenz zog, sich im Alter von 23 Jahren niederzuknallen und seine Pubertätsgenialität nicht zu überleben, da kommt er und sagt: du hast mit allem recht, armer Judenknaube, Qual des Lebens, Lust des Denkens, du hast recht: ein Weib ist so minderwertig, wie der, der es anpißt, es empfinden muß. (*Heiterkeit.*) Ich bitte, ich muß so reden. (*Ruf: Warum? Gegenruf: Weil's wahr is'!*) Der Mann hat recht, weil es wahr ist! (*Heiterkeit.*)

Ich will jetzt nicht weiter darauf eingehen, welcher Art diese Götter sein müssen; ihre Mission muß darin bestehen, die Lebensenthaltung als ein Plus hinzustellen, das Unglück als ein Geistesniveau, die Qual der Verdrecktheit als Promethidenschicksal. Und nun fragen Sie mich und frage ich mich: wieso ist Karl Kraus auserkoren dazu, ein Gott des Intelligenzplebejertums zu sein, so daß, wenn ich hinter einem hastig betulichen Buckelgang aus der Tasche dieses rote Fleckerl gucken sehe, das da die Nachfolge des gelben Fleckes aus der Ghettozeit angetreten hat, ich mir in Assoziation zu diesem roten Fleck sofort denken kann: was der Mann über Nietzsche spricht, welche Gedanken er über Kaiser Wilhelm hat, was er über die letzte Karl Kraus-Vorlesung sagt — ja ich würde ihm, wenn ich mit ihm redete, sogar von den geschlossenen Lippen ablesen, was er über die Frauen denkt. Das kann ich unbedingt improvisieren, schauspielerisch exakt; nur von dem kleinen roten Fleck aus. (*Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*) Was hat Karl Kraus zum Gott . . . (*Zwischenrufe. Gegenruf: Lassen Sie doch diesen Redeschwall ruhig zu Ende gehen!*) (Zum Zwischenrufer): Trauen Sie sich, mir

unter vier Augen ein Wort auf das zu erwidern? (*Ruf: Geben Sie Gelegenheit dazu! Lebhaftes Rufe: Pfui! Pfui!*)

(*Von hier an setzen wieder minutenlange Tumulte ein.*) Ich bitte, kann ich jetzt weiterreden? (*Lebhaftes Zwischenrufe und Unterbrechungen.*) Ich bitte, kann jetzt Ruhe sein? Ich bitte Sie darum! (*Anhaltende Zwischenrufe und Unruhe.*) Bitte, setzen Sie sich alle! (*Tumult im Hintergrunde des Saales und anhaltende Unruhe.*) Ich bitte, möchten Sie so lieb sein — ich bin schon total heiser. (*Große Unruhe. Im Hintergrunde des Saales Raufszenen, Polizeiwache führt Ruhestörer ab.*) Ich bitte Sie, meine verehrten Herren, ob Sie für oder gegen mich sind, von Ihren Gesinnungen erst nach Schluß des Vortrages Gebrauch zu machen. (*Lärmende Zwischenrufe.*) Ich bitte, meine Herren, haben Sie ein Interesse, meinen Vortrag anzuhören, dann seien Sie ruhig! (*Rufe: Nein! Gegenrufe: Ja! Ja! Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*) Setzen Sie sich alle nieder, dann wird man ja wissen, wer stört. Ich bitte, tun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie ruhig! (*Es tritt allmählich Ruhe ein.*)

Hören Sie bis zum Schluß, es wäre schade; bisher habe ich nur die Thesen aufgestellt, es wird Sie wohl interessieren, wie ich sie jetzt beweise.

Ich habe Ihnen früher notdürftig eine Charakteristik des Typus gegeben, den ich als Intelligenzplebejer bezeichnet habe, und habe zum Schluß die Frage aufgeworfen: was ist es, das die Erscheinung des Karl Kraus zu einem Abgott dieser Figuren macht, wie ähnlich schon der verstorbene Philosoph Otto Weininger ein Abgott dieser Menschen ist und war?

Und darauf antwortete ich folgendes und beginne endlich mit dem, was Ihnen so am Herzen liegt, mit dem speziellen Thema: Karl Kraus.

Karl Kraus selbst war es, der durch den Titel seines Pamphlets: „Heine und die Folgen“ das Prinzip — ob es richtig ist oder nicht — der Verantwortlichkeit des Nachgeahmten und Vergötterten für die Nachahmer und Vergötterer festgestellt hat. Wenn ich also jetzt seinen Anhang, auch den, der heute sich hier so schön produziert hat, mit ihm identifiziere, was

ihm wahrscheinlich nicht sehr angenehm ist, so geschieht es nur in Anwendung des von ihm selbst aufgestellten Prinzips. Ich habe aber dazu nicht bloß von ihm aus das Recht; es ist schon eine tiefere Wahrheit an dem Satze: An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen, auch wenn man ihn dahin variiert: An seinen Früchteln sollt Ihr ihn erkennen. (*Heiterkeit.*)

Kraus, der also selbst im Falle Heine diesen Dichter für die Feuilletonisten verantwortlich macht, kann nichts dagegen haben, daß ich Kraus für die Krausianer verantwortlich mache.

Mein weiteres Recht besteht aber in folgendem: Kraus hat die Eigentümlichkeit, die ich Ihnen später sehr exakt beweisen werde — (*Zwischenrufe und Unterbrechungen.*) Sie haben leider nicht den Mut, hier die letzten Syllogismen anzuhören — Kraus hat die Eigenart, wenn man ihm als Argument gegen ihn seinen Anhang anführt — ich bitte Sie festzuhalten: man bringt — — Kraus — als Argument — gegen ihn — seinen Anhang — mit einer Ekelsgeste zu antworten: Was gehen mich diese widerwärtigen Kerle an? (*Rufe: Das ist eine platte Lüge!*) Das ist ja wahr, das könnte Ihnen so passen, daß es nicht wahr wäre. (*Neuerliche zahlreiche Zwischenrufe und Lärm.*) Ich bitte, machen Sie sich Notate, ich verpflichte mich, jedem zu antworten, aber seien Sie gesittet! Ich bin einer gegen 900, das geht nicht! (*Zwischenrufe.*)

Wenn man also Kraus persönlich sagt: Um Himmels willen, wie schauen die Leute aus! so entgegnet er: Ich kann nicht für diese Menschen! Was gehen mich die an? (*Widerspruch.*) Er hat es nicht bloß gesagt, sondern wenn Sie treue Leser seiner Zeitschrift wären, so würden Sie gefunden haben, daß er es auch geschrieben hat. (*Rufe: Wann?*) Ich schein ein besserer Leser Ihres Heilands zu sein als Sie! (*Beifall.*) Aber da erwidere ich diesem Mann folgendes: Wenn einer nicht sehr zimperlich ist und mir sagt: mir ist es wurscht, aus welcher Gegend der Beifall kommt, welche Nase meine Anhänger haben, dann kann er tun, was er will; wenn aber einer gar so zimperlich und rigoros tut, dann kann man ihm vorhalten, mit welcher unverkennbaren podiumsbehüpfenden Freude er den Applaus eben jenes Anhangs entgegennimmt. Oder meint Karl

Kraus, daß, wenn in einem seiner Vorträge rasender Beifall einsetzt, die Beifallklatscher lauter Goethes, Napoleons und Jesus Christusse sind? Nein! Er weiß ganz genau: die Beifallsträger sind zum allergrößten Teil identisch mit jenen, die er in der Theorie ablehnt; und wenn nicht Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut, dann noch ärger, nämlich Mißversther aus arischen Bezirken, aus der Gegend jener anderen, idealistisch-Chamberlain'schen Unwirklichkeit, die sich mit der grammatikalisch-Kraus'schen so gut verträgt, Mitgenießer des jüdischen Selbsthasses, für die auf denselben Bänken der Kraus-Verehrung Platz ist. Über diesen Trugschluß kommt er mit keinem dialektischen Trick hinweg. Die Verehrer kann er nicht ablehnen, sie bleiben auf ihm sitzen und es ist eine absolute Feigheit, sich ihrer zu entschlagen und von ihnen abzurücken. Er kann es nicht tun. Wer je gesehen hat, wie alle Himmel des Kainz-Erfolges sich über ihm auftun, wenn er sich vor jener Jugend, von der er dann abrückt, verbeugt, der weiß: er kann für diesen Anhang. Das möchte ich feststellen!

Was macht nun ihn vor allem zu einem Gott dieser Menschen? (*Zwischenrufe.*) Jetzt sind wir dabei. Es kommt ein Teil, der Ihnen vielleicht etwas besser gefällt, nämlich: die zur späteren stärkeren Wirkung der Verneinung angebrachten Bejahungen.

Als Karl Kraus vor ungefähr — er sagt 48, ich sage 30 Jahren, und selbst wenn ich mich irre, habe ich recht — nach Wien kam (*lebhaft Unterbrechungen und Zwischenrufe*), da traf er hier noch die beste Wiener Kultur an, gekennzeichnet durch das Bestehen des alten Burgtheaters. Dieser Mann, aus Böhmen stammend, sah hier noch die ehrwürdigsten, schönsten Überreste des wienerischen Feudalglanzes. Nun war ein Umstand da, der ihn allerdings befähigte, der Kritiker des neueren wienerischen Zeitabschnittes zu sein, und zwar eben (seine Unwienerischkeit.) Der eingeborene Wiener hat jene kalte, abweisende Gedankenschärfe nicht, jene ewige Doch-Fremdheit des Gefühls, die dazu nötig ist, bei aller Bejahung des Graziösen, Schönen, Edlen der Wiener Kultur-

atmosphäre trotzdem einen lebhaften Widerstand und Ekel zu empfinden gegenüber der Verschlampung und Verschleimung dieser Atmosphäre durch alles das — ich stehe hier nicht als Verteidiger der Presse — was teils durch das Verschulden der Presse, teils durch das Verschulden der Gesellschaft, teils dadurch entsteht, daß der Wiener eine beinahe passive Zerstörbarkeit, eine unerhörte Widerstandslosigkeit gegenüber den Attacken hat, die gegen ihn unternommen werden. (*Stürmische Zustimmung und Händeklatschen.*) Die Schärfe der Fremdheit in ihm, das sozusagen Pragerische in ihm war das Talentauslösende. Er wäre, hier geboren, hier blutzuständig, wahrscheinlich irgendwie in diesem großen kordialen Cliquenapparat von Kunst, Literatur und Gesellschaft mit aufgegangen. Seine bösen — hier im guten Sinn „bösen“ — Fremdingaugen, sein wunderbarer Geruchssinn des Menschen, der mit dieser Atmosphäre teils verwandt, teils ihr geradezu entgegengesetzt ist, befähigten ihn, der psychologische Ankläger zu sein, der Angreifer mit der Schauspielerei und der Kenntnis des angegriffenen Objektes. Das gebe ich Ihnen nicht bloß zu, das bleibt ein ästhetisch-lokales Verdienst. Er kam so hieher, befähigt mit drei Eigenschaften: Erstens durch sein mittelständisches Judentum — denn natürlich kann diese Eigenschaft, von der ich früher verächtlich sprach, diese Eigenschaft des Detektivismus, der Entwertung, des Demaskierungstriebes, die ihre Wurzeln im Mischpochalen hat, auch großen Form- und Parodienwert bekommen, wenn sie auf anderes und weiteres angewendet wird. Der detektivische Blick, der von Karl Kraus innerhalb des eigenen jüdischen Familientums geübt wurde, war seine erste Befähigung dazu, das Demaskierbare, zu Verhaftende, zu Arretierende in der Umwelt zu erkennen. In die weiche, duslig-verschwätzte österreichische Mischluft versetzt, bekam er Röntgenkraft. Das Zweite war — und hier komme ich zu einer engeren Eigenschaft — ein Talent zur Schauspielerei, das sich an gewissen körperlichen Dingen gebrochen hat, die bei ihm auch wesentlich psychologisch mitspielen und durch die es ihm genau sowie Alexander Strakosch, der bekanntlich klein und verwachsen, aber ein gran-

dieser Rezipitator war, unmöglich wurde, Schauspieler zu werden, obwohl die Mischpoché ihm wahrscheinlich gesagt hat: Karl, eine Stimm' hast du wie der Kainzl (*Heiterkeit*.) Ich bitte, das geht nicht eigentlich gegen ihn, das Leiden unter dem Mischpochalen hat ihn ja hinaufgetrieben! Das also ist die zweite gute und nützliche Qualität. Die dritte Befähigung war die, daß er — und dies verbindet ihn wieder mit einer hervorragenden politischen Persönlichkeit dieser Stadt, die aus einer Art naivem Fachenthusiasmus, den ich immer gelten lasse, mit ihm befreundet ist — ein sozusagen advokatorisches Gehirn besaß. Es gibt besonders unter den Juden — wie Sie die Schriften Lassalles lehren kann — Menschen, die ein unerhört advokatorisches Gehirn haben, die Ganglien des Gehirns förmlich sind schon Kurven advokatorischer Beweisführung. Ich bin überzeugt, daß schon der jugendliche Kraus mit diesem fabelhaften dialektischen Talent zum Rechthaben die Familie überrascht hat, mit diesen frappierenden Doktor-Viktor-Rosenfeld-Ergüssen seiner Rede. Diese drei Qualitäten also, nämlich seine physiologische Herkunft von ebendort, wo seine Anhänger herkommen, seine Fähigkeit zur Schauspielerei und das Anwaltliche seines Gehirns, dieses geradezu Winkeladvokatorische, in den Tatbestand eines Beistrichs Versessene — welcher causa er aber genau dieselben Winkelgänge und boshaften Kurven der Sprache opfert wie alle die genialen jüdischen Advokaten, die wir ja auch nicht darum bewundern, weil ihre Sprache die deutsche Melodie hat, nein: weil sie die Abkunft vom jüdischen Gehirn zeigt — das war das Naturmaterial dieses Mannes, das ihn zu einem außerordentlich oppositionellen, rebellenhaften und unabhängigen Journalisten teils machte, teils hätte machen können.

Ich habe einmal mit dem Jargon-Komiker Eisenbach über das Problem Karl Kraus gesprochen und sagte ihm: Wissen Sie, daß der Kraus Sie so schätzt, hat eine wichtige private Ursache: der Mann ist Ihnen viel ähnlicher, als Sie glauben. Er hat nämlich in sich alle diese genialen — dieses Wort hat mir dann Werfel weggenommen; macht nichts, wir teilen da (*Heiterkeit*) — alle die genialen Tierstimmen-

imitatoren-Qualitäten, die Sie haben, dieses wunderbar parodistische, boshafte Gehör, das Tonfälle imitiert, ob sie im Bezirk des Jüdischen oder Arischen aufklingen. Aber, sagte ich, Sie sind mir doch lieber! Und als er fragte, warum, erwiderte ich, ungefähr für seine Auffassung präpariert: deshalb lieber, weil innerhalb der Kunst jedes Naivsein ein Vorsprung ist gegenüber jedem noch so aus den profundesten Tiefen schöpfenden Kompliziertsein und die Natur mir lieber ist als ihre Selbstkommentierung. Wissen Sie nämlich, was im Verhältnis zu Ihnen dieser Karl Kraus ist, aus welcher Verwandtschaft er seine Verehrung für Sie hat? Sie sind ein Band Eisenbach — er ist eine Konversationslexikonausgabe Heinrich Eisenbach-Talent, angewandt auf Schriftstellerei, mit 21 Supplementbänden Selbsterklärung. Um diese 21 Bände, die die Ausgabe Eisenbach weniger hat, ist Eisenbach — sagte ich zu ihm — mehr Originalgenie als der andere mit seinem Schauspielertalent verbunden mit dem unerhörten dialektischen Talent zum Recht haben. Ich kann mir bei der Größe dieses Talents sogar vorstellen, daß, wenn man mit dem zehnjährigen Kraus eine Debatte hatte: wem gehört die Feder? mir oder dir? man nach zwei Stunden ohnmächtig mit den Worten zurücksank: ja, dir gehört die Feder! (*Heiterkeit.*)

Nun bitte ich genau festzuhalten: physiologisch, blutgemäß war die Abkunft dieses Mannes — das kann er am wenigsten dadurch abstreiten, daß er wie toll flucht und immer wieder hinausposaunt: mich geht dieser Abhub nichts an! — physiologisch war seine Abkunft die gleiche wie die seiner Anhängerschar, dieser gewisse jüdisch überbeizte, geistig durchschnittliche Mittelstand. Aber er war um so und so viel begabter. Das heißt: er stellt gewissermaßen eine Grenzerscheinung dar, mit Blut und Leib gehörend zu jenen, die hinter ihm postiert, die seines Blutes sind: genau so detektivisch, genau so unsicher, genau so demaskierend, genau so auf allen Kreuz- und Querspurschgängen das Jüdeln im Kosmos rings hörend, genau so geartet wie sie, gewissermaßen Richard III. aus dem Haus der Kraus, aber kraft seiner höheren Begabung mit Nase, Augen, Ohren alles das witternd, was

auf dem seligen Gegenüber-Ufer der Bessergeartetheit liegt. Und so wie er physiologisch die Grenzerscheinung ist, blieb er irgendwie auch künstlerisch der beste, begabteste, geeignetste Journalist — in einer anderen Stadt, in einem anderen Kultur-rayon geschätztes Concordiamitglied, wenn Sie wollen (*Heiterkeit*) — aber trotz Journalismus bereits riechend, hörend, schmeckend das große Gegenüber-Ufer der absoluten, der anti-journalistischen, bedeutenden, nicht am Papier und in der Zweidimensionalität haftenden Kunst. In beiden Dingen Grenzerscheinung. Diese Grenzmenschen sind die eigentlichen Führer. Denn der von ihnen Geführte hat einerseits die Möglichkeit, dadurch daß er in ihnen alle seine Eigenschaften wiedererkennt, sich selbst zu feiern und er ist andererseits zum Respekt gezwungen, weil er sich sagen muß: Wenn auch Fleisch von meinem Fleische, wenn auch Blut von meinem Blut, so doch schon halb auf dem andern Ufer, wohin ich ihm kaum folgen kann, und von wo er mir die neuen großen Enthüllungen und Offenbarungen mitbringt!.. Ich bin jetzt ein bißchen irritiert, daß gerade dann, wenn ich bei der Entwicklung eines Gedankens bin, die Salve des Krawalls wieder hineinfährt. Erkennen Sie doch meine Denkbemühtheit an.

Das war die große ernste Qualität des Karl Kraus, die ihn in Wien zu einer beträchtlichen journalistischen Erscheinung hätte machen können. Wenn Karl Kraus als solche Erscheinung rubriziert wäre, wenn er nichts anders wäre, so würde ich ihn unbedingt anerkennen, wie ich es in diesem Umkreis, in diesem Bezirke, in diesem Ausmaß auch tue.

Erst, wenn ich als lebender, die Wirklichkeit und die Welt sehender Mensch eine Art von epidemischer hysterischer Überschätzung wahrnehme, die für das tiefere Problem charakteristisch ist, so überlege ich einen Augenblick und sage mir: Wo liegt in der Persönlichkeit des Überschätzten pendantmäßig der Komplex von Eigenschaften, der ihn zum Objekt einer solchen hysterischen Überschätzung macht? (*Ruf: In seiner Unbestechlichkeit!*) Da erinnere ich Sie als offenbar bester Hospitant der Karl Kraus-Schule an seinen Ausspruch von dem Mann, der „davon lebt, daß er seine reinen Hände her-

zeigt“. (*Beifall und Zwischenrufe.*) Hören Sie mir weiter zu. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen später Ordinationsstunden.

Welches waren also diese Eigenschaften? War es nur die Tatsache, daß jedes Judenbubenherz auflachen mußte, wenn der Meister, wie ich es einmal nannte, das latente Jüdeln im Kosmos feststellte? (*Schallende Heiterkeit.*) War es nur die Freude des Familienkomplexbeschwerten daran, daß einer ihm gleichsam den Urlaut der Familie im Universum feststellte? (*Neuerliche Heiterkeit.*) Nein! Es waren zwei, zwei eng miteinander verwandte Dinge. Ich will sie hier geordnet erläutern. Also erstens:

Ich sprach früher davon, daß diese Art Intelligenzplebejer in einem erstarrten, verhärteten Pubertätsstadium sich befinden. Ich sprach davon, daß Otto Weininger aus diesem Pubertätsstadium die edle heroische Konsequenz zog, freiwillig zu scheiden, es nicht zu überleben. Kraus überlebte es, Kraus, von dem ich weiß, überzeugt bin, schwöre, daß er — heute Vorzugsschülerzüchter — Vorzugsschüler war, daß er die glänzendsten Redeübungen lieferte, daß Deutsch sein Lieblingsgegenstand war, daß er wahrscheinlich alle diese typischen Schülerkomplexe des Sicheinschmeicheln in den Klassenvorstand, des Brutustums des schlimmen Buben auf der einen Seite und des Primustums des Ehrgeizigen auf der anderen Seite in sich vereinigte, verbunden mit dem detektivischen Haßblick gegen die Mehrzahl seiner Mitschüler, von denen er damals schon ahnte, daß sie künftige österreichische Minister sein würden.

Dieser Schüler Kraus, entwicklungslos, Otto Ernst verehrend, schüchtern, erlebt in dem früher beschriebenen psychoanalytischen Sinn das typische Pubertätserlebnis. Wenn Sie seine Aphorismen durchlesen, so werden Sie sehen, daß alle seine Sexualweisheiten ununterbrochen Varianten des Themas sind: Qual des Lebens, Lust des Denkens, Lust — Scham, vorher — nachher, Genie — Leib, Weib ich vergebe mich an dich! vielleicht mit einem Wedekindschen: Ich bin glücklich, daß ich in dir versinke — aber im großen und ganzen die typischen Achsenbegriffe des Sexualjünglings, der sich nicht weiter ent-

wickelt hat — infolge eherner physiologischer Gesetze — für den die ganze Liebe nichts ist als die Tragik des sogenannten Verrats am Geiste, eine Formel, die nur aus der Pubertätszeit stammt, das heißt aus der Zeit, wo man noch lange nicht dazu gekommen ist, zu lieben, das erlösende Glück der Wechselbegehrtheit zu finden, über seine sehr schwülen Träume hinaus die ekle Isoliertheit abzuschütteln, als freier Mensch sicher zu sein und etwas anderes zu tun, als zu vergewaltigen oder zu überreden oder sich zu kaufen, kurz, aus dem Genie-Nest der Eitelkeit endlich ins Freie zu kriechen. Hier blieb er stehen. Ich kann mir denken, daß ihm die Psychoanalyse unangenehm ist. Wenn man diesen Punkt weiter ausführte, käme man blitzartiger und rapider zu den Außenerscheinungen als auf jedem anderen Wege.

Und nun geschah folgendes: Kennzeichen des Pubertätsstadiums ist neben der Art unentwickelten Eros ein ebenso unentwickelter Selbstbehauptungstrieb, nämlich der Selbstbehauptungstrieb im Worte. Diese Dialektik, die die Waffe des überlegenen Standpunkts, der Demaskierung und Enthüllung und zugleich das beste Schutzmittel vor erschütternder Selbsterkenntnis ist.

Ich will Ihnen das rasch erklären. Der lebende, liebende, demütig gewordene, der Welt, der Wirklichkeit ins Aug' sehende Mensch wird die intellektuelle Selbstbehauptung aufgeben und dadurch erst zur Überlegenheit, dadurch erst zur Größe, zur Kunst kommen. Der Pubertätsmensch — sofern er sich nicht als Sproß der christlich-germanischen Denkart in eine andere Realitätslosigkeit, nämlich ins Reich des Bilderbuch-Heroismus flüchtet — denkt, sieht, spricht nur intellektuell. Er hat nur die eine Angst, den sogenannten überlegenen Standpunkt aufzuopfern. Er lebt mit Wortbereitschaft auf der Zunge, im Ohre, er denkt nicht, er läßt sich nicht überzeugen. Das Rechthaben auf dem Niveau seiner Lebensblindheit hält er für das Sehen. Wenn einer zu ihm spräche: die Welt ist anders — er kann nichts hören als sein Pubertäts-Ich oder — Otto Weiningers Schicksal schwebt ihm vor! In der Jugend gibt es ja oft nur dieses Entweder—

Oder: Selbstmord oder Selbstbehauptung. Und so behauptet sich der Pubertätsmensch im Worte, nichts dringt durch seine Wortwatte, die er im Ohr hat. Es ist eine Sprungbereitschaft im luftleeren Raum, die Inbrunst der Irrealen. Das wird auch das Schicksal des etwa 20- bis 22jährigen Kraus. Er schrieb diesen, ein bißchen an Daniel Spitzer erinnernden, aus Eisenbach-Schauspielerei und Winkeladvokatengeschicklichkeit gepaarten und sich aufs Shakespeareroß schwingenden virtuoson Stil. Er verkroch sich in diesen Stil, Knabe bleibend, Knaben züchtend, (*Ruf: Buben hassend!*) Buben hassend. (*Heiterkeit.*) Es werden sehr wenig gescheite Zwischenrufe gemacht, darum komme ich so wenig vorwärts.

Ich komme nun — weil man mir vielleicht sagen wird: Herr! Die Sprache! oder wie die am Pathoskoller erkrankten, ihrem Meister sein Ljebblingswort nachpfauchenden Anhänger zu sagen pflegen: die Schaparache! — näher auf die Kraus'sche Dialektik zu sprechen. Und jetzt werden Sie hören und erfahren, woher außer den für Sie peinlich und unangenehm, ja beleidigend klingenden Dingen, die aus der und der Gasse, aus dem und dem Bezirke, aus den und den Komplexen kommen, Ihre eigentliche Gefolgschaft sich herleitet. Und wenn Sie mir jetzt zuhören und ein bißchen innerlich gewillt sind, zuzuhören, dann werden Sie vielleicht über mich, das Thema und die Art seiner Erörterung milder urteilen. (*Ruf: Geben Sie nachher Diskussion?*) Nur wenn gescheit gesprochen wird — unter der Bedingung. Ich bin nicht abgeneigt — obwohl ich ziemlich erschöpft bin — aber natürlich nicht mit Worten wie „Bube“ und dergleichen Unproduktivem.

Ich habe Ihnen früher abstrakt gesagt, es gibt eine Pubertätsart, sich in der Dialektik zu verstecken, sich dort zu verschanzen, wortvoll zu sein und an das Wort nichts herankommen zu lassen. Wie ist diese Dialektik speziell bei Kraus beschaffen? Ich will jetzt gar nicht meine alten Wätze aus der Zeitung wiederholen, die sehr gut waren (*Heiterkeit*); ich will hier nicht meinen berühmten Satz wiederholen: Eine Zeit, die keine Zeit hat, Zeit zu sein, auch wenn sie Zeit wäre oder: diese.

jene, welche — ich will nicht den ganzen Satz aufrollen (*der Vortragende nimmt einen parodistischen Ton an*): „jene Vorträge, die, tragen sie auch nichts anderes ein, als denen, die den Ertrag über das Erträgnis stellen, Eintrag zu tun, dennoch dem, der 's tut, tat er die Tat nicht um des Taten, sondern um des Täters willen, mehr trägt als ihnen, die sie nicht vertragen“ — alles das nicht; ich will nicht kabarettistisch diese Art von advokatorischem Pseudodeutsch persiflieren, ihnen auch nicht nachweisen, daß es nicht die Antithese als solche, — die kennen wir ja zur genüge von Mieterschutzplaidoyers her — sondern ihre Anwendung auf die „Metaphysik des Beistrichs“ ist, was Sie so fasziniert. Nein, dies alles nicht, ich bin sachlich, ich buhle um Ihre Gunst. (*Heiterkeit.*) Ich sage Ihnen psychologisch, wie es mit dieser Dialektik beschaffen ist. Der undialektische Mensch, der Mensch, der nicht im Worte lebt, im Worte wohnt, sich vom Wort schützen läßt, der ist, wie ich sagte, in jeder Sekunde bereit, etwas zu hören, was ihn unwirft, was ihm neu ist, demgegenüber er sich neu zusammenhält. Der dialektische Mensch hat immer das Gefühl, alles, was gesprochen wird — er leidet am sogenannten Beziehungswahn — soll eine Entwertung für ihn, soll eine Anspielung auf seine Mindenwertigkeit sein, auf seine Durchschauung und Demaskierung zielen und zugleich die Überlegenheit des Sprechers beweisen. Ganz folgerichtig und leitmotivisch kehren bei Kraus darum auch die Vorwegnahmen der Einwände: „Recht hat er, wo er Recht hat!“ und „Er ist doch ein Jud!“ wieder. Der dialektische, also betroffene Mensch kann nicht mit reinen Ohren hören, er kann weder Nietzsche noch mich anhören, denn bei beiden wird er sich, statt aufzuhorchen; was sagst du mir? sagen: wie viel Jahre sind Sie gesessen, wann habe ich Sie beleidigt, wohin geht Ihr Anspruch? (*Heiterkeit.*) Oder: wer hat Sie veranlaßt, mir zu sagen . . . ? Wie könnte ich achtgeben, wenn ich mich befrage, was ich dazu sage? Oder: wie könnte ich von meiner Hörschaft . . . (*Zwischenrufe. Zum Zwischenrufer.*) Ich weiß, Sie sind wahnsinnig gescheit, aber lassen Sie mich reden, Sie sehen, ich kämpfe um meine Konzentration. Also, ich will

sagen, der undialektische Mensch ist jeden Moment gefaßt auf einen geistigen Weltuntergang, den alles und jeder hervorrufen kann. Der dialektische Mensch, der hört nur daraufhin: Wie kann ich ihm erwidern? Das erste Wort zündet schon diesen Gedanken an, denn alles Reden und Gegenreden, das ist nur ein Streit in der Arena vor dem Publikum zur Rehabilitierung des Intellekts, der Sprache, der Überlegenheit und nicht zur Erweisung von (Wirklichkeit und Wert.)

Die Sprachblüten, die aus dieser wirklichkeitslosen Erhitzung, aus dieser Unfähigkeit, zu sehen und zu hören, sprießen, sehen prächtig aus; auf der Hand gewogen, zerfallen sie in Staub und Papier. Als ich zum Beispiel einmal die jüdische Selbstflucht, die Angst vor der eigenen Rassenstimme, den Vater- und Familienhaß beschrieb, die zusammen die Vorbedingung für Karl Krausens Art und Werk darstellen, was erwiderte da der Antworter? Er sagte: dieser ... jener ... welcher ... — folgte meine satirische Personsbeschreibung — „arretiert seine eigenen Defekte am andern“. Fabelhaft! Die Verehrungsburschen konnten wieder einmal jedes Wort vom Boden aufschlecken, „arretiert“, „Defekt“ — herrlich gekraust! Aber was bedeutet der Satz, wenn man ihn genauer ansieht und ins Gemeinverständliche überträgt? Nichts anderes als das aus Knaben- und Spielplatzzwisten bekannte Wort: „Selber aner!“ Ein anderesmal schilderte ein Schriftsteller in einem Schlüsselroman die gierige, wenig anziehende Art, in der der große Ethiker seine Mahlzeiten einnimmt. Kraus schrieb sofort 25 Aphorismen dagegen unter dem Titel: „Nachts“. Einer von ihnen lautete: „Ich esse gierig aus der Gier nach dem Nichtessen“. Genial! Er hätte auch sagen können: „Ich bin verfressen aus Entsagung!“

Ich möchte jetzt etwas einschalten, weil es mir hier paßt, und das ist folgendes für die Monomanie Krausens-Charakteristisches: Ich habe einmal ein Buch von 120 Seiten geschrieben, von dem drei Spalten über Kraus sind — er wurde hier als Beispiel des Selbst-Antisemitismus angeführt — dieses Buch hieß dann: das Kraus-Buch Anton Kuhs. Auch da muß ich aber vorerst eine Zwischenbemerkung machen: Kraus hat

es oft polemisch mit Menschen zu tun, die den Wahnsinn begehen, wenn sie eine aufs Dachel bekommen, ihm in seinen Drahtverhau von 20 Jahre lang vorbereiteter Dialektik hineinzukriechen, sich in diesen Dachsbau von Salvierungen, Antizipationen, Verdrehungsmelodien hineinschleppen zu lassen, wobei sie sich natürlich den Bauch wund reißen (*Heiterkeit*), und das sind die Leute mit dem „Kraus-Komplex“. Jeder, der angegriffen wird und sich in dieser Suada zur Wehr setzt, jeder, der ihm einst Verehrungsbriefe schrieb und ihn dann befehdete, jeder also, der sich, um in der naheliegenden Schulterterminologie des Klassenvorstandes Kraus zu sprechen, selbst ins Klassenbuch geschrieben hat, hat seinen „Komplex“. Was geschieht aber, wenn weder einer der ihn Verehrenden, noch ihm Verehrungsbriefe Schreibenden, noch von ihm Angegriffenen — obzwar ich dafür ein sehr exponiertes Gesicht habe, das wird mir keiner, nicht einmal der, der mich „Bube“ nennt, ableugnen — wenn also einer wie ich, ohne „Komplex“, ohne Devotion, ohne eine schlechte Note gekriegt zu haben, ihm freimütig und geradeheraus die Meinung sagt? Das muß ich Ihnen doch erzählen, ich muß es sagen, obzwar ich mich in ein schlechtes Licht bringe. Dann nämlich sagt er: Herr Kuh kommt von hinten! mit dem neckischen Zusatz: „dort kennt er sich aus!“ Das heißt: von vorne kommen, nicht beleidigt sein, nicht angegriffen sein, sondern sagen: „hier ist mein Wort!“ das nennt dieser Wahnsinnige — der sich eben in Wahrheit doch nur vom aufrichtigen, nicht hysterisch motivierten Wort unangenehm überrascht fühlt — von hinten kommen! Derselbe Mann, der die Campagne gegen Harden geführt hat, weil Harden, um das deutsche Reichskabinett zu stürzen (was doch jedenfalls eine historische Sache war), festgestellt hat, welche Menschen in der Umgebung Kaiser Wilhelms an Perversionen leiden, derselbe Mann, der Harden aus diesem Grunde als Abschaum, Ekel und Brechmittel bezeichnet hat, wird wegen einer kleinen, jüdisch-eitlen, dreckigen Literaturfehde in seinem Anspielungstalmud, „Fackel“ genannt, woraus sich die Burschen vielsagende Parenthesen herauspicken, für den

Kenner und Nichtkenner sagen: Herr Kuh kommt von hinten — und den Anhängern wird es dämmern: „Ah, das muß etwas Besonderes heißen! Da liegt vielleicht eine Prozeßsache! Sicher ein Wissensurteil! Pack es, wenn du kannst! Er hat ja nichts gemeint, er hat nur so gesagt“. Denn es gibt solche Jünglinge mit dankbaren Schnupfernasen genug. Ich verstehe es: in der Jugend braucht man Denktraining, man übt das Gehirn an Sprachwendungen, und sich in diesem Dickicht der Sprache auszukennen, sich in diesem Katechismus der Anspielung zurechtzufinden, zu wissen, auf wen der Großinquisitor in diesem oder jenem Satze mit spitzem Zeigefinger weist, auf wen dies oder das geht — ob es eine Unverschämtheit ist oder nicht, ist ihm gleich — das macht den Jünger betrunken von wangenrötender Gescheitheit und gibt ihm das Gefühl, von der Eiffelturmspitze herunterzusehen. Und wenn sein Anspielungsgott dann etwa mit unerhörtem Pathos sagt: „Ein Schriftsteller, der sich nicht entblödet, auf sexuelle Privatangelegenheiten anzuspielen!“ — wird Bravo! gerufen und kein Anhänger sieht, daß man mit ein und derselben Dialektik „eso“ machen kann und „eso“. (*Heiterkeit. Lebhafter Beifall und Händeklatschen.*)

Begreifen Sie jetzt notabene, warum im Kopf dieses Mannes neben den vorerwähnten Vokabeln auch schuldbewußt, zuvorkommend und noch nicht aufgetauchte Ankläger parodierend, das Wort „Material“ spukt? Er nämlich hat Material! Er hat seine Recherchegarde, die ihm von Nietzsche bis Benedikt den für Klammernsätze, Wortspiele, Doppeldeutigkeiten nötigen Rohstoff liefert! Und er weiß in seines Herzens Grund zu gut: daß er nur auf dem gleichen Weg tödlich verwundbar ist, dann nämlich, wenn man haargenau Gespräche mit Altenberg, mit Werfel oder mit dem Onkel aus Nikolsburg reproduziert, und statt seinen Kopf in jenen Dachsbau zu stecken, mitteilt, wie der Dachs drinnen aussieht.

In dem Buche, das ich früher genannt habe, — ich hoffe, Sie sind geduldig genug, ich habe jetzt die Sache selbst in die Länge gezogen — in diesem Buche sagte ich, die Sprache des Karl Kraus sei eine sogenannte Nachhausebegleitungssprache.

Ich werde Ihnen schildern, was das ist. Der Mann, der Welt in sich hat, Mut gegen Mut, Erlebnis gegen Erlebnis setzt, der sagt seine Sache, drückt dem Hörer die Hand und geht. Der Mensch aber, der sich nur vermöge des Wortes behauptet, der überall, wo ein Loch in der Tapete entsteht, es mit Wortkalk verschmiert, der so wie es im „Zerissenen“ von Nestroy geschieht, hier eine Falltür niederdrückt, worauf eine andere sich öffnet, dann dorthin eilt und sie wieder niederdrückt und das so hin und her weitertut und in dreißigjähriger mönchsartiger Hirnnühe immer wieder die durch die Wirklichkeit entstandenen Löcher mit Worten verstopft — eine lächerliche Clownarbeit — dieser Mann muß seinen Stil so schreiben, daß alles präventiv vorweggenommen ist, was sich irgendeiner noch dagegen denken könnte. (Und er wird doch nie, nie damit fertig.) Sie wissen, daß es die Art eitler Menschen ist, daß sie von einer Gesellschaft nicht Abschied nehmen können, weil sie immer das unangenehme Gefühl haben, daß hinter ihrem Rücken gesagt wird: nun, ganz gescheit, aber man muß schon sagen... — oder, daß sie unerhörte Thesen entwickelt haben und fürchten, der Mann, der ihnen zugehört hat, könne sagen: ja, ich habe ihm zugehört, um ihm nicht zu zeigen, daß ich pikiert bin, aber es wäre doch etwas dagegen anzuführen — der undialektische Mensch denkt sich da: „Habts mich gern!“ — dem dialektischen aber ist die Möglichkeit, daß irgendein Tapetenriß entstehen könnte, ein furchtbarer Schreck. Und er wird eine Prosa schreiben, die alles das, was man sich noch mit einem letzten Gehirnrest dagegen denken könnte, antizipiert.

Es ist nämlich sehr klar: ein innerlich Großer, Ganzer und Fester braucht bloß furchtlos seine Sache hinzustellen, ihm kann nichts passieren, wenn man ihm sie umwinft; einer aber aus der Kategorie der „optischen Täuschungen“, das heißt: ein Scheingroßer, hinter dessen Flammenwort ein kleines Brillengesicht sich duckt — und dieses Gesicht braucht immer mehr und mehr Atem, um die schlaffen Stellen aufzublasen, den Spracheffekt als Personswert auszugeben — der wird beim kleinsten Riß nervös, Wort muß her, um die Lücke

zu stopfen — schuf sie die Vorwelt — gegen die Vorwelt! — schafft sie die Mitwelt — gegen die Mitwelt! — schafft sie aber die Nachwelt? ... Das ist das wunde Weh. Doppelt, nein hundert- und tausendfach eifriger wird der Fädenspinner — wie er sein Gesicht vor sich selber birgt, so versteckt er es im Stil, bosselt, ziseliert, putzt, schleift, näht, daß die kleinste Gemeinheitsfalte verschwinde und die restlos sich ausgehende Rechnung der Sprache wie restlose Reinheit wirke! Freilich gibt es dann naive Enthusiasten, die dieses Wunder der Selbstdressur für höchste Reinheit nehmen, Nachläufer aus vermeintlicher Ehrfurcht und faktischer Schachmattgesetztheit. Aber dann neben ihnen sogenannte „Feine“ — eine Gruppe innerlich verquälter und übeldüstiger Noblesse oblige-Menschen, die im kleineren Stil Wort und Sprache zur selben Täuschung mißbrauchen. Wenn sie über ihn schreiben, ist es wie eine deutsche Hausarbeit: sie dürfen seine Stil-, seine Selbsteutungsgrenzen nicht verlassen und produzieren oft auf fünfhundert Seiten das gräßliche, silbenstechende Kauderwelsch, diese Weihe-Äfferei ausbalancierter Relativsätze, Inversionen und Konjunktionen. Und ihr Gott sammelt es und hat seine Freude d'ran! Ist es doch die Frucht seines eigenen schweißbeladenen Handwerks gewesen: nächtelang herumzustricheln, damit der Privatklang der Stimme, die fletschende Betroffenheit seines Gesichtes hinter einer Wortreihe unsichtbar werde, deren Würde himmelentstammt, deren Schöpfer erdentrückt scheint und mit deren unscheinbarsten Gliedern er anspielerisch Belohnungen und Strafen austeilen kann! Aber so wenig es dann einem Frevler zu verdenken ist, daß es ihn lockt, die dünnatmige Gespreiztheit so lang anzukletzeln, bis die Visage hervorspringt — so wenig tragen viele Ehrliche und Gutgläubige, die die Sprache eben als unmittelbaren Menschausdruck nehmen, Schuld daran, daß sie den irrsinnigen Interpunktionsmönch für Gott selber halten!

Vorausgesetzt nun (um beim obigen Bild des Lückenstopfens zu bleiben) den unerhörten Respekt, den Pubertätsmenschen sich zwar nicht vor der Welt bewahrt haben, für die sie ja noch keine Psychologie entwickeln können, mit der sie noch nicht

genug Abenteuer haben, für die ihnen die Größe, der Mut, die Demut, alles fehlt; sondern vorausgesetzt den Respekt vor dem Rechthaben eines Menschen durch das Medium der Sprache — diese Jünglingsverehrung angenommen, die durch das Wort, durch intellektuell verwuzelte Phrasen schon an sich fasziniert ist — was soll mit ihnen geschehen, wenn der dialektisch Beflissene, Überredungsgenie es ungefähr so macht: Er begleitet dich mit seiner Sprache bis zum Haustor. Er sagt sich: Du gehst jetzt hinauf. Vielleicht wird dir aber auf dem Gang im ersten Stock noch etwas gegen mich einfallen — ich gehe noch bis zum ersten Stock mit. Du gehst ins Zimmer, aber auf dem Wege bis zum Bett kannst du sagen: „es gibt doch ein Gegenargument“ oder: „du scheinst mir kein wahrhaft Großer.“ Ich begleite dich daher bis zum Bett, ich lege mich zu dir ins Bett, ich ziehe dir das Nachthemd an, knöpfe es zu und warte, bis du schläfst, dann mache ich einen Punkt und schreibe nieder: Lust des Denkens, Qual des Lebens! Denn ich habe jetzt wieder eines meiner unerhörten dialektischen Meisterstücke gebaut, die so beschaffen sind, daß der Leser keine Luft für eigenen Atem mehr hat.

Und jetzt komme ich von der allgemeinen Faszinationswirkung dieser Dialektik zur speziellen, die darin besteht, daß der Jüngling — oder wenn er nicht mehr Jüngling ist: der in seinen Pubertätsenthusiasmen und Pubertätsdefekten stehengebliebene Mensch —, wenn er das liest, dialektisch überzeugt ist, ohne zu wissen; ich bin dort überzeugt, wo mich die Sprache hinuntergeführt hat, ich weiß von keiner anderen Welt — ich habe gar nicht bemerkt, daß mich der Verführer mittlerweile einige Stockwerke tiefer, in die Realitätslosigkeit und Ansichgescheitheit gelockt hat! Dieser junge Mensch, wenn er durch alle jene Kreuz- und Quergänge geführt ist, fühlt sich wie erschlagen, er hängt an der Nabelschnur seines Gottes, es bleibt ihm, nachdem ihm alles weggesagt wurde, auf dem Niveau, auf das er geführt wurde — das ist die optische Täuschung — nichts anderes übrig, als ganz schachmatt zu sagen: „Wunderbar!“ Und ist vollkommen sterilisiert. Fragte er sich, was ihm außer jener Zustimmung „Großartig!“ oder „Sehr richtig!“ und

dem so rasch und billig erstandenen Entwertungsblick für die unbekanntenen Dinge der Welt noch bleibt, was ihm an neuen Werten bleibt — er würde traurig. Das ist nämlich jetzt die Sache. Ob Kraus zufällig der Gott schon vorhandener steriler oder hysterischer Menschen werden mußte, oder ob er sie erst sterilisiert und hysterisiert hat, lasse ich dahingestellt sein. Gewöhnlich ist da eine wechselseitige Wirkung. Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch, der dieser Hysterie erliegt, auch in den Schützengräben des Geistes gefallen wäre. Ich glaube, daß eines zum andern sich findet. Aber die Ursache der Wirkung liegt darin, daß Kraus der Antwort ist.

Wenn Sie heute die Aphorismen des Christian Morgenstern durchlesen, so wird jeder Satz, auch wenn er nicht diese virtuose Formulierung hat, auf Sie so wirken, als ob eine Welt mit ihm erstünde; wenn bloß der Satz dort steht: „die Fliegen, diese Spatzen unter den Insekten,“ so werden Sie sich sagen, daß das fünfundzwanzigmal so viel wert ist, als das gekrausteste Kraus-Gedicht und hundertmal so viel wert als Spruch und Widerspruch; denn es ist Welt darin, das heißt: ein lebender, gottinniger, sehender Mensch. Wenn Sie die ganzen Kraus'schen Aphorismen mit der unerhörten Gehirnenergie und der peinlichen Virtuosität der Formulierung durchblättern, so werden Sie immer das Gefühl haben: gescheit, gut, nochmals gescheit, sehr richtig, und werden wie verstopft, wie vollkommen abgesperrt gegen alles sein und Sie haben dann — das ist das Unglück der Kraus-Anhänger — jeden eigenen Laut, das eigene Gehirn verloren, wie eben Menschen, die dadurch, daß sie an der Nabelschnur der Dialektik hängen, nichts Eigenes mehr hervorbringen können. Das ist ja das Ominöse und Furchtbare und daraus entsteht es, daß so ein Jünger, wenn man ihm Einwände bringt, immer antwortet: Der Kraus sagt aber ausdrücklich im 26. Jahrgang, Nummer X, Seite so und so viel, Zeile 3 — folgt eine Antwort. Wenn man ihm darauf wieder entgegnet, antwortet er: Er sagt aber ausdrücklich im 11. Jahrgang, Seite 43 bis 45 . . . (*Lebhaftes Heiterkeit.*) Er kann nichts anderes mehr denken, er ist eingekreist, eingekraust, ausgekraust (*Heiterkeit*), das Gehirn

kann nur noch in den Spiralen der Ganglien dieses Mannes laufen; denn es ist die dämonische Jünglings-Verzahnungs-dialektik eines Menschen, der als der starre Buddha der eigenen Pubertät an tausend Drähten und Fäden die Pubertäten anderer führt, des Obergymnasiasten gegenüber den Untergymnasiasten, der zum Ordinarius der Sittlichkeit avanciert in den Augen des gierigen Mitschülers, der an diesen Fäden hängt. So ist das Bild.

Und nun werden Sie sagen: Und die Sittlichkeit? Das Ethos? Nun, zum größten Teil habe ich schon davon gesprochen, indem ich von dem Überredungseffekt seines Stils sprach — denn welcher Gescheite wollte, gemäß den ökonomischen Gesetzen dieser Gescheitheit nicht lieber seine blütenweiße Christlichkeit beweisen? Ich gehe aber noch weiter, ich frage nicht bloß nach Sittlichkeit und Ethos, ich frage nach der großen politischen, aktuellen Wirkung, nach der Nützlichkeitswirkung?

Ich saß einmal mit Peter Altenberg zusammen. Ich habe Ihnen hier eine neue Mitteilung zu machen. Peter Altenberg war von Karl Kraus nicht so begeistert, als Sie denken. Ist Ihnen das bekannt? Ich möchte Ihnen die entzückendsten, genialsten, boshaftesten Aussprüche mitteilen, das würde nichts besagen. Wesentlich, viel wesentlicher ist — na, ich will reiner sprechen — also kurz, einer der wunderbarsten Aussprüche Altenbergs war, daß er einmal sagte — da war er noch mild —: Wissen Sie, der Kraus, das ist ein Mistbauer — der Mistbauer, der allen Dreck der Zeit wegträgt. Sehr nützlich. Brauchen Sie so einen Mistbauer? Ich auch nicht! Aber die Jüngels, die brauchen ihn! — Wer Altenberg gekannt hat, wird sofort hören, daß ihm genau der Tonfall, in dem er das formuliert hat — man kann es nicht besser sagen — zu eigen war, in den scheinbaren Gemeinplätzen Altenbergs lag die berückende Tiefe. — „Brauchen Sie ihn! Ich brauche ihn auch nicht!“ (*Ruf: Die Fackeln brauchen wir, hat er auch gesagt!*) Ja, das hat er auch gesagt. Aber was er damals sagte, deckt das ganze Problem. Es ist damit nämlich so: Jede Zeit hat ihren latenten oder offensichtlichen, ihr zugehörigen und

durch gewisse Namen repräsentierten Zeittineff. Jede. Nehmen wir Goethes Zeitalter: Da gab es einen veritablen Hans Müller, es gab einen Otto Ernst — alle diese Erscheinungen, die Kraus heute befiehlt, deren Minderwertigkeit, Urschädlichkeit, Verächtlichkeit er feststellt, die gab es immer und auch damals. Es gab gegen sie keinen Kraus. Kamen diese Leute deshalb auf die Nachwelt? Hat z. B. von dem Herrn Nicolai, dieser gräßlichsten Vielschreiber-Erscheinung aus der Zeit Goethes — die Mehrzahl von Ihnen je gehört? (*Rufe: Nein! Gegenrufe: Ja!*) Na gut, danke. (*Heiterkeit.*) Dieser Zeittineff hat nämlich die Eigenschaft, sich chemisch selbst zu paralysieren; er kommt nicht an die Nachwelt; er macht Lärm, aber er paralysiert sich selbst. Es wird auch kein Mensch diesen Mist feststellen — denn wer sollte es tun? Der selbst Niedrige sieht ihn nicht, der Adelige hat besseres zu tun; es müßte einer kommen, der selber aus Dreck und Feuer gemischt ist, ein Grenzmensch, der mit Leib und Leben noch dazu gehört und mit den Augen schon das gegenüberliegende Ufer sieht. Und da gelangen wir jetzt zur Mission des Kraus: Er ist zwischen dem Zeitdreck, benannt durch alle die Namen, die Sie aus der „Fackel“ kennen, und seine chemische Selbsterledigung innerhalb der Zeit dazwischengehüpft und hat den Dreck im Namen des Gesetzes arretiert. (*Lebhafte Heiterkeit und Beifall.*) Was war nun die Folge? Dieses Heer der Intelligenzplebejer, der Uninformierten, die das natürlich mit glänzenden Augen sahen, weil sie selbst dazu gehören, für die die „Neue Freie Presse“ der geistige Kili-mandscharo, Hans Müller der Shakespeare ist, die sagten: Fabelhaft! Das ist der Kraus! Es geschah also in Wahrheit, daß der Tineff optisch größer wurde, viel bedeutender sogar, aber vor allem überlebensgroß sichtbar der große Wachmann, der ihn arretierte und der nun den Leuten einredet: wenn ich nicht wäre, dann würdet ihr glauben, daß Hans Müller der Shakespeare ist und die „Neue Freie Presse“ die „Times“ usw. (*Heiterkeit und Beifall.*) Das ist eine der großen Nützlichkeitswirkungen gewesen. Der frisch hier zugereiste Jüngling, der heute früh mit der „Nordbahn“ angekommen ist, braucht zum Beispiel gar nicht zu wissen, daß es in Wien ein Burgtheater

gibt, nie davon gehört zu haben; er schlägt die „Fackel“ auf und hat mit der Information die Entwertung, um 3 Uhr nachmittags bereits kann er sagen: „Hören Sie mir auf — einen Mitterwunzer gibt es nicht mehr!“ Sie fragen: warum Mitterwunzer? In der „Fackel“ war ein Druckfehler!

Wenn Sie jetzt noch einmal fragen: Aber die Sittlichkeit, die wunde Seele, der Christus-Mensch?! — darauf habe ich Ihnen zu sagen: Jenes Ethos — oder wie ich es einmal so richtig nannte: Ethospetetos — wollen wir lieber ganz aus dem Spiele lassen! Es ist eine phonetische, klangökonomische Angelegenheit, zum Satirikerberuf, wie ihn Kraus übt, durchaus gehörend; denn, wenn ich früher sagte, daß die dialektische Wirkung den Eindruck bedinge, als ob sie nicht durch sich, sondern aus den darunter kochenden Kratern des Weltwehs, des Gewissens und der Menschlichkeit erzielt sei — was ist für sie nötiger, als vorerst eine volle Dosis Shakespeareatom in sich aufzunehmen, ihrer Sache ein strafgewaltiges, empörungsloderndes Postament zu schaffen oder gleich darauf ins lyrisch-liebkosende Gegenteil zu verfallen, das heißt: aus der gleichen bösen Rechthaberei, die zum „Wahrlich ich sage Euch!“ ansteigt, in die affektierte Zärtlichkeit auszubrechen: „Es werden der Kohlweislinge zu viele!“ Die Schauspielerei des Wortes verwandelt sich nach rückwärts eben notwendig in Schauspielerei der Seele. Aber wen wird sie auf die Dauer täuschen? Wer wird der Entmenschtheit, die sich den Atem der empörten Menschlichkeit borgt, die leiseste Güteregung glauben oder annehmen, die geschriebene — vor dem Spiegel geschriebene! — Freude am Nachtigallenschlag spiele eine andere Rolle, als die eines Arguments?

Ich will Ihnen dieses Phänomen noch anders deutlich machen. Es gibt einen Grad der Virtuosität, wo der Mensch ausruhen kann; es gibt einen Grad der Sprachvirtuosität, wo er das Virtuose spürt und ahnt: das ist so unerhört exzellent gekonnt, daß ich einerseits jetzt die Möglichkeit habe, ruhig Atem zu schöpfen, daß aber andererseits jetzt gleichsam als kontrapunktische Notwendigkeit für mich der Moment eintritt, wo gegenüber meiner Virtuosität des Nein-

sagens irgendwie auch mein mögliches Ja heraussteigt — meinen Kopf habe ich überbewiesen — ich beweise mein Herz! Das nenne ich dann sehr richtig die Geburt des Ethos aus dem Geist des Ases*). (*Lebhafte Heiterkeit und Beifall.*) Es ist nämlich der Moment, wo nach der Logik der Überredungskunst, wo nach dem Äußersten nichts mehr Anderes, nichts mehr Überflüssiges, nichts mehr darüber hinaus Sagenkönnen, alles Gesagte den Hintergrund bekommt, als ob es aus Bejahungen, aus Leiden und Schmerzen gesagt wäre. Ich selbst bin genügend Wortvirtuose, um Ihnen das berühmte Geheimnis verraten zu können, daß ich, wenn ich spüre: ich kann alles beweisen, mir dann den Luxus gönne und, wiederum mit Dialektik natürlich, sage: ich beweise das nicht, um zu entwerten, sondern weil mir der Mann leid tut! Das kann man sich auf der Höhe der Virtuosität leisten. Einer, der sich mittels des Wortes gegen alle behauptet hat, kommt endlich an einen Punkt, wo er die Hände faltet, die Achseln zuckt und sagt: ich tue es nur aus einem tiefen christlichen non aliud posset! Aber der Unterschied zwischen dem Wertmenschen und dem Wortmenschen ist der Unterschied zwischen dem, der die kleinste erlebte Sache hinstellt mit dem Mut zur Arena, und dem, der an ihr herumkraxelt und zeigt, wie geschickt man sie mit Antworten besteigen kann. Dieser Unterschied zwischen dem großen Menschen und dem Menschen von der Pseudogröße einer kleinen Brillen-Persönlichkeit (aus dem Satanismus des Ghetto in die Christlichkeit entsprungen!), die aber freilich eine solche Angst hat, daß der Zauber schwinden könnte, daß sie drohend Strafen austeilt wie ein Buddhagötze, Noten gibt, und herumschreit: Cruciate! Haltet ihn usw. — dieser Gegensatz zwischen den beiden konträren Typen: des Großen, der nicht Wert darauf legt, das letzte Wort gehabt zu haben, weil er anderes zu tun hat, und dessen, der immer wartet, bis einer sein Häufchen hinmacht, damit er das Häufchen mit seiner genialen Sprachgabe aufrührt, ist mir an etwas klar geworden: Karl Kraus hat jeden Menschen, der nicht Zeitgenosse war, wenn er

*) Soviel wie: Bosheit an sich.

ihm in seine Blutnähe kam, polemisch niedergemacht . . . (*Ruf: So wie der Herausgeber des „Abend“, Karl Cohn-Colbert!*) . . . Wenn einer genug lang tot war, hat er ihn verehrt; wenn er sein Zeitgenosse war, hat er ihn weniger verehrt. Er hat Lichtenberg gelten lassen, er hat Lichtenberg verehrt — da kann ihm nicht mehr viel geschehen. Heine, von dem hat er nicht viel gelesen; ich kann nicht streiten, wie wenig er, der sich gleichsam coram publico erst zu bilden begann, aber dafür alle, die seine neuesten Entdeckungen (Claudius, Shakespeare usw.) schon im Alter von 15 Jahren gemacht haben, unführend und unwissend schalt, überhaupt gelesen hat (wodurch natürlich auch seine Anhänger von einer stupenden Unbildung sind), aber ich weiß, daß er einst, als jemand sich darauf berufen hat, ein von ihm niedergeschriebener Gedanke stamme schon von Schopenhauer, mit impressionistischem Stolz ausrief: Ich habe Schopenhauer nie gelesen! (Siehe „Fackel“ 1903.) Von Heine also, das schilderte mir einmal der Rezitorator Ludwig Hardt (übrigens auch da wäre eine vielsagende Geschichte zu erzählen), hat er ein paar Gedichterl gelesen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“ und solche. Diesen Dichter hat er niedergemacht, weil er irgendwie eine Verwandtschaft jüdischer Geistesgenialität verspürte und sich sagte: einer von uns beiden muß auf dem Platze bleiben. Entweder bin ich gescheit oder du! (*Lebhafte Heiterkeit.*) Liliencron hat er verehrt. Warum soll ein Wiener Jude nicht den Märktischen Christen verehren? (*Heiterkeit.*)

Aber damit Sie mir nicht ein Verbrechen am Geiste vorwerfen: Es gibt Dinge, die man respektieren soll. Herr Karl Kraus hat vor zehn Jahren Andeutungen gemacht, — ich bin ein gedächtnisstarker Leser der „Fackel“ — es sei da ein Philosoph, der habe die Tänzerischen auf dem Gewissen, mit dem müsse er sich noch auseinandersetzen. Da dachte ich mir: Jetzt geht es gegen Gott selbst, jetzt geht es gegen Nietzsche — gegen ihn, dessen äußere Beziehung zu seinem Nachfahren ich einmal in dem Ausspruch feststellte: „Karl Kraus, der leuchtende Saphir — nämlich Gottlieb Moriz Saphir — in der Krone Nietzsches.“

Aber Kraus muß es sich überlegt haben, seine Verehrer müssen ihm gesagt haben: lassen Sie sich mit dem nicht ein! Etwas muß dazwischen gekommen sein, wahrscheinlich: Schwierigkeiten bei näherer Lektüre-Bekanntheit. Bei Nietzsche hat man viel zu lesen, gegen Nietzsche die Sprache zu mobilisieren, ist schwer. Es ist leichter, Heine die Schuld für das Zustandekommen der Feuilletonisten zu geben als Nietzsche, — der durch ein Mißverständnis der Nietzsche-Philologen als tänzerischer Dionysier gilt, während er in Wirklichkeit ein Anarchist war — für die gewissen feurigflammenden Springankerl der Sprache verantwortlich zu machen und ihn als ihren Urheber hinzustellen. Aber es kam Nietzsches fünfundzwanzigster Todestag. Da wurden viele bedeutende Sachen geschrieben, unter anderem auch ein Aufsatz von mir. Das hat Kraus nicht gelesen. Er hat bloß die Aufsätze in der „Neuen Freien Presse“ gelesen und hat daraus, genial wie immer, deduziert, was Nietzsche für ein Kraus*) sein muß. (*Heiterkeit.*) Und er hat dann ziemlich unverblümt gesagt: Was hat dieser Große schon geschrieben! Einmal ein kleines hübsches Gedicht, große, kunstwichtige Dinge nicht. Jetzt werden Sie sagen: Da ist doch wenigstens der Fall, wo Kraus, den Herr Kuh als den Antworter hinstellt, nicht geantwortet hat. Nein, meine lieben Verehrten, falsch, grundfalsch, er hat g e a n t w o r t e t!

Friedrich Nietzsche nämlich hat einst in einer Nacht eine Vision gehabt: Kraus ist ihm erschienen. Nicht bloß als Person. — Kraus mit seinem „Fackel“-Deutsch! Wie er lebt, ohne zu leben! Und nun hören Sie zu und versuchen Sie, nicht davon erschüttert zu sein, was Nietzsche, Krausens Nietzsche-Angriff ahnend, über Kraus und Wien schrieb. Die große Stadt, die hier vorkommt, ist Wien. Wer Kraus ist, werden Sie erraten. Jetzt geben Sie genau acht (*liest*):

Also, durch viel Volk und vielerlei Städte langsam durchschreitend, ging Zarathustra auf Umwegen zurück zu seinem Gebirge und seiner Höhle. Und siehe, dabei kam er unversehens auch

*) Im Stenogramm stand „Tineff“.

an das Stadttor der großen Stadt: hier aber sprang ein schäumender Narr mit ausgebreiteten Händen auf ihn zu und trat ihm in den Weg. Dies aber war derselbige Narr, welchen das Volk „den Affen Zarathustras“ hieß: denn er hatte ihm etwas vom Satz und Fall der Rede abgemerkt und borgte wohl auch gern vom Schatze seiner Weisheit. Der Narr aber redete also zu Zarathustra:

„O Zarathustra, hier ist die große Stadt: hier hast du nichts zu suchen und alles zu verlieren.“

Warum wolltest du durch diesen Schlamm waten? Habe doch Mitleiden mit deinem Fuß! Speie lieber auf das Stadttor und — kehre um!

Hier ist die Hölle für Einsiedler-Gedanken: hier werden große Geheimnisse lebendig gesotten und kleingekocht.

Hier verwesen die großen Gefühle: hier dürfen nur klapperdürre Gefühlchen klappern!

Riechst du nicht schon die Schlachthäuser und Garküchen des Geistes? Dampft nicht die Stadt vom Dunst geschlachteten Geistes?

Siehst du nicht die Seelen hängen wie schlaffe, schmutzige Lumpen? Und sie machen noch Zeitungen aus diesen Lumpen!

Hörst du nicht, wie der Geist hier zum Wortspiel wurde. Widriges Wort-Spülicht bricht er heraus! — Und sie machen noch Zeitungen aus diesem Wort-Spülicht!

Sie hetzen einander und wissen nicht, wohin? Sie erhitzen einander und wissen nicht, warum? Sie klimpern mit ihrem Bleche, sie klingeln mit ihrem Golde.

Sie sind kalt und suchen sich Wärme bei gebrannten Wassern; sie sind erhitzt und suchen Kühle bei gefrorenen Geistern; sie sind alle siech und süchtig an öffentlichen Meinungen.

Alle Lüste und Laster sind hier zu Hause; aber es gibt hier auch Tugendhafte, es gibt viel anstellige angestellte Tugend: — Viel angestellte Tugend mit Schreibfingern und hartem Sitz- und Wartefleische, gesegnet mit kleinen Bruststernen und ausgestopften steiflosen Töchtern.

Es gibt hier auch viel Frömmigkeit und viel gläubige Speichel-Leckerei, Schmeichel-Bäckerei vor dem Gott der Heerscharen.

„Von oben“ her träufelt ja der Stern und der gnädige Speichel; nach oben hin sehnt sich jeder sternenlose Busen.

Der Mond hat seinen Hof und der Hof hat seine Mondkälber: zu allem aber, was vom Hofe kommt, betet das Bettel-Volk und alle anstellige Bettel-Tugend.

„Ich diene, du dienst, wir dienen“ — so betet die anstellige Tugend hinauf bis zu dem Fürsten: daß der verdiente Stern sich endlich an den schmalen Busen hefte!

Aber der Mond dreht sich noch um alles Irdische: so dreht sich auch der Fürst noch um das Aller-Irdischeste; — das aber ist das Gold der Krämer.

Der Gott der Heerscharen ist kein Gott der Goldbarren: der Fürst denkt, aber der Krämer lenkt!

Bei allem, was licht und stark und gut in dir ist, o Zarathustra! Speie auf diese Stadt der Krämer und kehre um!

Hier fließt alles Blut faulicht und lauicht und schaumicht durch alle Adern; speie auf die große Stadt, welche der große Abraum ist, wo aller Abschaum zusammenschäumt!

Speie auf die Stadt der eingedrückten Seelen und schmalen Brüste, der spitzen Augen, der klebrigen Finger —

— auf die Stadt der Aufdringlinge, der Unverschämten, der Schreib- und Schreihälse, der überreizten Ehrgeizigen: —

— wo alles Anrühige, Anbrühige, Lüsterne, Düstern, Übermürbe, Geschwürige, Verschwörerische zusammenschwärt: —

— speie auf die große Stadt und kehre um!“ — —

Hier aber unterbrach Zarathustra den schäumenden Narren und hielt ihm den Mund zu:

„Höre endlich auf!“ rief Zarathustra, „mich ekelt schon lange deiner Rede und deiner Art!

Warum wohnest du so lange am Sumpfe, daß du selber zum Frosch und zur Kröte werden mußt?

Fließt dir nicht selber nun ein faulichtes, schaumichtes Sumpf-Blut durch die Adern, daß du also quacken und lüstern lernst?

Warum gingst du nicht in den Wald? Oder pflügest die Erde? Ist das Meer nicht voll von grünen Eilanden?

Ich verachte dein Verachten; und wenn du mich warntest, † warum warntest du dich nicht selber?

Aus der Liebe allein soll mir mein Verachten und mein warnender Vogel auffliegen: aber nicht aus dem Sumpfe!

Man heißt dich meinen Affen, du schäumender Narr: aber ich heiße dich mein Grunze-Schwein — durch Grunzen verdirbst du mir noch mein Lob der Narrheit.

Was war es denn, was dich zuerst grunzen machte? Daß niemand dir genug geschmeichelt hat: — darum setzest du dich hin zu diesem Unrate, daß du Grund hättest, viel zu grunzen, — daß du Grund hättest, zu vieler Rache! Rache nämlich, du eitler Narr, ist all dein Schäumen, ich erriet dich wohl!

Aber dein Narrenwort tut mir Schaden, selbst wo du recht hast! Und wenn Zarathustras Wort sogar hundertmal recht hätte: du würdest mit meinem Wort immer — Unrecht tun!“

Und nun bitte achten Sie darauf, wie gerecht und richtig Nietzsche auch das andere — nämlich Wien im „Fackel“-Licht — sieht:

Also sprach Zarathustra, und er blickte die große Stadt an, seufzte und schwieg lange. Endlich redete er also:

„Mich ekelt auch dieser großen Stadt und nicht nur dieses Narren. Hier und dort ist nichts zu bessern, nichts zu bösern.

Wehe dieser großen Stadt! — Und ich wollte, ich sähe schon die Feuersäule, in der sie verbrannt wird!

Denn solche Feuersäulen müssen dem großen Mittage vorangeh'n. Doch dies hat seine Zeit und sein eigenes Schicksal.

Diese Lehre aber gebe ich dir, du Narr, zum Abschiede: wo man nicht mehr lieben kann, da soll man — vorübergeh'n!“

Also sprach Zarathustra und ging an dem Narren und der großen Stadt vorüber.

O, tiefste Logik! Der satanische Talentsproß des jüdischen Hauses, schäumendes Tunichtgutprodukt der Decadence, ehrgeiztoll, rechthaberisch, voll der hopsenden quäkstimmigen Pojaztalente, die um rituelle Hochzeitstische springen, zugleich aber mönchsartiger Wächter über jeden Laut, der ihn verteidigt, ja sein Leben so pedantisch für diese Verinnerlichungsmüh sparend, daß er heute wie ein ausgedorrter Heiliger seinen Sprachladen hütet oder auf silberschleimigem Stimmseil zur Verkünder-Höhe emporklettert — er mußte Zarathustras Affe sein, so mußte der Schäumende aussehen!

Was wird er nun tun, wenn er diese Nietzsche-Stelle zu Gesicht bekommt, was wird in ihm sich regen, schaumicht und faulicht und schäumend und kreischend? Seine Suada wird rings um diese herrlichen fünf Seiten herum ein genialboshafte Speichelnetz ziehen und die Jünglinge, die schon

voll Schreck denken: Um Gotteswillen, ich werde von der Nabelschnur gerissen! werden sehen, daß diese Nabelschnur von ihm wieder ganz geredet wird. Er wird sich wahnsinnig freuen, daß der Antworter den Beantworter besiegt hat. Ich aber glaube, meine Herren, es sollte ein biblisches Wort geben, das es leider nicht gibt, und das da lauten müßte: Wehe dem, der das letzte Wort hat . . . Ich will es hier nicht haben und werde es nicht haben, ich will und werde mit dem schäumenden Narren nicht um die Wette laufen. Ich räume ihm hiemit das Feld, der Herr der Rede — „dem Diener am Wort!“ (*Lebhafter, langanhaltender Beifall und Händeklatschen.*)



Von Anton Kuh erschienen:

JUDEN UND DEUTSCHE

Ein Resumé

Verlag Erich Reiss, Berlin 1921

VON GOETHE ABWÄRTS

Essays in Aussprüchen

E. P. Tal, Wien und Leipzig 1922

BÖRNE, DER ZEITGENOSSE

Eine Auswahl

Verlag Graphische Werkstätte, Wien und Leipzig 1922